

GRENZZIEHUNGEN IM SYSTEM
WISSENSCHAFTLICHER DISZIPLINEN – DER FALL
DER „KULTURWISSENSCHAFT(EN)“*

Von Bettina Beer** und Matthias Koenig***

Seit mehr als zwei Dekaden hat die Rede von „Kulturwissenschaften“ im deutschsprachigen Wissenschaftsraum Konjunktur. Das Selbstverständnis etablierter Disziplinen – von den klassischen Philologien über die Geschichtswissenschaft bis hin zu Ethnologie, Politologie und auch Soziologie – wird neu verhandelt, teils beschwört man sogar die Entstehung einer neuen Disziplin, nämlich *der* „Kulturwissenschaft“. Im folgenden Beitrag analysieren wir die Grenzziehungspraktiken, die den Projekten interdisziplinärer Neu-Etikettierung („Kulturwissenschaften“ im Plural) und disziplinärer Neugründung („Kulturwissenschaft“ im Singular) jeweils zu Grunde liegen.

Gemeinhin war es eine Dynamik der Differenzierung in Gegenstand und Methode, durch die aus den klassischen vier Fakultäten der euro-

* Dieser Beitrag ist im Rahmen der Arbeitsgruppe „Grenzen“ der Jungen Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Gesellschaft der Naturforscher Leopoldina entstanden. Für wertvolle Hinweise und Kritik danken wir Jürgen Hädrich, Kärin Nickelsen, Jörg Rössel und Holmer Steinfath. Ferner danken wir In-Sook Choi, Nelly Joppich, Katharina Moosbauer und Susanne Burger für ihre Hilfe bei der Materialerhebung.

** *Bettina Beer*, 1966, Prof. Dr., ist Professorin für Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Luzern. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Geschichte der Ethnologie, der transkulturellen Beziehungen und Migration, Rechtsethnologie und der Ethnologie der Sinne. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Körperkonzepte, interethnische Beziehungen und Rassismustheorien. Eine kulturvergleichende Untersuchung*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag (2002); „Methode, Methodik und Methodologie in der Ethnologie“. *Ethnoscripts* 10 (2): 8–23; *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin: Dietrich Reimer Verlag (2008, Hg.).

*** *Matthias Koenig*, 1971, Prof. Dr., ist Professor für Soziologie mit Schwerpunkt Religionssoziologie an der Georg-August-Universität Göttingen. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen der soziologischen Theorie, Kultur- und Religionssoziologie und Soziologie der Menschenrechte. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Menschenrechte*, Frankfurt a.M./New York: Campus (2005); „Europäisierung von Religionspolitik – zur institutionellen Umwelt von Anerkennungskämpfen muslimischer Migranten“. *Soziale Welt – Sonderheft Islam in Europa* (2007): 345–367; *Religionskontroversen in Frankreich und Deutschland*, Hamburg: Hamburger Edition (2008, hg. mit Jean-Paul Willaime).

päischen Universität – Theologie, Jura, Medizin und Philosophie – neue wissenschaftliche Disziplinen und Subdisziplinen hervorgingen. Die gegenwärtige Konjunktur von „Kulturwissenschaft(en)“ ist vor diesem Hintergrund in mehrfacher Hinsicht untypisch. Von der Spezialisierung auf zuvor unerschlossene Gegenstandsbereiche oder Methoden kann nur schwerlich die Rede sein, stellt man die lange Tradition von Kulturtheorien in Ethnologie und Soziologie in Rechnung. In ihrer Pluralvariante scheint „Kulturwissenschaft“ geradezu ein in die Rhetorik der „Inter“- und „Transdisziplinarität“ gekleidetes Programm der Entdifferenzierung von Disziplinen zu sein, während die Singularvariante auf eine gewissermaßen parasitäre Disziplingründung an den Rändern etablierter Disziplinen zielt. Und an „Kulturwissenschaft(en)“ in ihren beiden Varianten erstaunen schließlich auch ihre deutschsprachigen Besonderheiten, die der globalen Dynamik eines ausdifferenzierten Wissenschaftssystems zuwider laufen.

Was aus differenzierungstheoretischer Sicht als Anomalie erscheinen mag, erklärt sich, wie wir im Folgenden zeigen wollen, aus den spezifischen Grenzziehungspraktiken, die den beiden „kulturwissenschaftlichen“ Projekten zu Grunde liegen. Dabei gehen wir davon aus, dass differenzierungstheoretische Analysen des Wissenschaftssystems fruchtbar um Einsichten aus der vor allem in der Literatur zu Ethnizität entwickelten Theorie symbolischer und sozialer Grenzen (*boundaries*) erweitert werden können. Disziplinen differenzieren sich nicht naturwüchsig, sondern als Ergebnis strategischer Praktiken der Grenzziehung, die ihrerseits von spezifischen Makrobedingungen abhängig sind. Die Anomalie der interdisziplinären „Kulturwissenschaften“ (im Plural) lässt sich aus dieser Perspektive auf spezifische Strategien des *boundary-blurring* zurückführen, die ihrerseits eine Antwort auf primär wissenschaftsexterne Bedingungen der 1990er Jahre – Krise der Geisteswissenschaften, Bologna-Prozess – darstellten. „Kulturwissenschaft“ im Singular dagegen scheint aus wissenschaftsintern motivierten Strategien des *boundary-making* zu resultieren, die indessen angesichts der Stabilität des Systems wissenschaftlicher Disziplinen bislang keine dauerhaften Formen haben ausbilden können. Wir analysieren die Grenzziehungsstrategien, ihre wissenschaftsexternen und -internen Bedingungen sowie, soweit sich das momentan abschätzen lässt, ihren Erfolg anhand einer umfassenden empirischen Analyse der intellektuellen und institutionellen Entwicklung von „Kulturwissenschaft(en)“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Wir gehen dabei in vier Schritten vor. Zunächst erläutern wir den analytischen Bezugsrahmen unserer Untersuchung, indem wir auf die Theorie symbolischer und sozialer Grenzziehungsprozesse und ihre Implikationen für die Erklärung der Entstehung (und Auflösung) disziplinärer

Einheiten eingehen (I.). Sodann stellen wir die wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Kontexte dar, in denen die Projekte interdisziplinär geöffneter „Kulturwissenschaften“ und disziplinär profilierter „Kulturwissenschaft“ verfolgt wurden (II.). Vor diesem Hintergrund analysieren wir die Praktiken symbolischer und sozialer Grenzziehung, die auf die intellektuelle und institutionelle Etablierung von „Kulturwissenschaft(en)“ zielten (III.). In einer abschließenden Zusammenfassung der Ergebnisse diskutieren wir den unterschiedlichen Erfolg, der den interdisziplinären Re-Etikettierungs- und disziplinären Neugründungsstrategien im Bereich der „Kulturwissenschaft(en)“ bislang beschieden war (IV.).

I. Symbolische und soziale Grenzziehungen im System wissenschaftlicher Disziplinen

Die sozialwissenschaftliche Literatur zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen kennt vor allem zwei prominente Erklärungsansätze. *Systemtheoretisch* orientierte Autoren, wie Niklas Luhmann (1990, 446 ff.) und Rudolf Stichweh (1984) stellen auf die Eigendynamik des Systems wissenschaftlicher Disziplinen ab. Infolge der gesellschaftsstrukturellen Umstellung von segmentärer auf funktionale Differenzierung, wie sie für die moderne Gesellschaft charakteristisch sei, habe das Wissenschaftssystem gegenüber anderen Teilsystemen – insbesondere der Religion, der Politik und der Wirtschaft – sukzessive an kommunikativer Geschlossenheit gewonnen. Die funktionale Ausdifferenzierung der Wissenschaft werde dabei, so das Argument, durch Steigerung interner Teilsystemdifferenzierung vorangetrieben. Denn gerade durch disziplinäre Spezialisierung werde die Autopoiesis wissenschaftlicher Kommunikation und mithin ihre Entbettung aus religiösen, politischen und wirtschaftlichen Kontexten sichergestellt. Einen etwas anderen Erklärungsansatz wählen *institutionalistisch* orientierte historisch-soziologische Arbeiten. Am Beispiel der Soziologie hat etwa Wolf Lepenies (1978 und 1981) hervorgehoben, dass die erfolgreiche Institutionalisierung wissenschaftlicher Disziplinen nicht nur den Nachweis kognitiver Identität (Gegenstand und Methode), sondern auch die Schaffung einer kollektiven historischen Identität (Gründungserzählungen und gemeinsames Gedächtnis) und die Sicherstellung einer sozialen Identität (Institute, Studiengänge, Fachgesellschaften und Publikationsorgane) erforderte. In gewisser Hinsicht verhalten sich beide Erklärungsansätze komplementär zueinander: Wird dort auf die allgemeine gesellschaftliche Dynamik funktionaler Differenzierung abgestellt, treten hier die Binnendynamiken wissenschaftlicher Disziplinen in den Vordergrund. Beide Ansätze, so unsere Ausgangsüberlegung, gewinnen an Erklärungskraft,

wenn man schärfer die strategischen Praktiken der Akteure im wissenschaftlichen Feld akzentuiert (vgl. dazu auch Bourdieu 1988; Knorr-Cetina 1991). Besondere Aufmerksamkeit verdienen dabei aus unserer Sicht Praktiken symbolischer und sozialer Grenzziehung, wie sie in der Ethnologie und inzwischen auch der Soziologie diskutiert werden.

Ausgangspunkt für die *Theorie symbolischer und sozialer Grenzen* ist der klassische Beitrag des Ethnologen Frederik Barth (1969) über ethnische Grenzziehungen, mit dem er das Ende essentialistischer Konzepte von Volksgruppen einläutete. Sein Grundgedanke, wonach Gruppen das Ergebnis von Praktiken wechselseitiger Grenzziehung sind, wird seit einigen Jahren von verschiedenen Autoren insbesondere aus der amerikanischen Soziologie aufgegriffen und auf andere soziale Entitäten wie Nationen, soziale Schichten und Geschlechter übertragen (vgl. Lamont/Fournier 1992; Lamont/Molnár 2002). Grenzen werden dabei relational verstanden. Eine stabile Grenze existiert erst, wenn sie auf ihren beiden Seiten als solche wahrgenommen wird. Grenzen werden ferner in (mindestens) zweierlei Gestalt untersucht, nämlich als symbolische oder soziale Grenzen. Symbolische Grenzen beziehen sich auf die Symbole, Codes oder Repräsentationen, die der Distinktion zwischen sozialen Einheiten dienen. Soziale Grenzen dagegen beziehen sich auf die Interaktionsblockaden zwischen sozialen Einheiten, wie sie beispielsweise durch räumliche Segregation geschaffen werden.

Eine zentrale Einsicht der Literatur zu symbolischen und sozialen Grenzen ist, dass diese als prekäres Ergebnis von mehr oder weniger strategischen Grenzziehungspraktiken zu sehen sind. Anders ausgedrückt: Grenzen sind nichts Gegebenes, sondern werden in sozialen Transaktionen stets neu produziert und reproduziert (*boundary-work*). Pointiert beschreibt Andrew Abbott (1995, 859) im Rahmen seiner prozessualen und relationalen Sozialtheorie, wie aus Grenzziehungspraktiken soziale Einheiten entstehen. Ausgangspunkt sind zumeist kontingente lokale Differenzen (z. B. Nachnamen). Soll aus ihnen eine Grenze produziert werden, muss man sie in Transaktionen wiederholt akzentuieren, damit zu einer Proto-Grenze machen und sodann an andere Proto-Grenzen koppeln (z. B. Aussehen; Muttersprache; Staatsangehörigkeit). Die so entstandene Grenze erzeugt schließlich den Eindruck der Existenz kollektiver Einheiten mit spezifischen Interaktionsbarrieren. Neben dem *boundary-making* gibt es eine Reihe anderer Grenzziehungspraktiken. Beim *boundary-crossing* werden Grenzen individuell überschritten, ohne selbst an Rigidität zu verlieren. *Boundary-blurring* verwischt bestehende Grenzen, indem einzelnen lokalen Differenzen in der Interaktion die Bedeutung entzogen wird und Grenzen werden durch *boundary-shifts* gänzlich verlagert, indem neue Sets lokaler Differenzen akzentuiert werden.

Die derzeit wohl ehrgeizigste Theorie (ethnischer) Grenzziehung hat jüngst Andreas Wimmer (2008) formuliert. In Auseinandersetzung mit der umfangreichen Literatur zu ethnischen Identitäten konzeptionalisiert er den Begriff der Grenze als Variable. Ethnische Grenzen und mit hin ethnische Identität unterscheiden sich, so seine Überlegung, hinsichtlich ihrer Politisierbarkeit, historischen Stabilität, dem Grad ihrer kulturellen Differenzierung und dem Grad ihrer sozialen Schließung. Den Charakter einer Grenze erklärt er mit Hilfe eines Prozessmodells, das die (strategischen) Praktiken der Grenzziehung und Konsensbildung in den Vordergrund rückt, die ihrerseits durch makrosoziale Bedingungen ermöglicht wie auch limitiert werden. Institutionelle Rahmen beeinflussen, welche lokalen Differenzen allgemein zum Material kategorialer Grenzziehung werden können, Machthierarchien und politische Allianzen, wo im Einzelnen die Grenzen gezogen werden.

Die Theorie sozialer und symbolischer Grenzen wird in der Regel für die Erklärung von Kollektiveinheiten verwendet, von ethnischen Gruppen und Nationen über Geschlechter bis hin zu sozialen Schichten und Klassen. Sie ist unseres Erachtens jedoch nicht weniger bedeutsam für das Verständnis des Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Dies gilt allgemein schon für die funktionale Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems, die unter anderem auf strategischen Praktiken der Unterscheidung wissenschaftlicher von anderen Formen der Kommunikation beruht; wissenschaftshistorisch konnte Thomas Gieryn (1983) zeigen, dass diese Unterscheidung sich dem phasenweise durchaus prekären *boundary-work* verdankt, bei dem die sich etablierenden Wissenschaftler um Ressourcen und öffentliche Legitimität stritten. Ähnliches gilt im Besonderen aber auch für die Binnendifferenzierung des Wissenschaftssystems in einzelne Teildisziplinen. So hat Abbott (2001) die Herausbildung von Subdisziplinen innerhalb von Soziologie und Geschichtswissenschaft auf eine fraktale Differenzierungslogik zurückgeführt, wobei er den symbolischen Code einer Disziplin auf die sozialen Praktiken der Grenzziehung bezog.

Den Diskussionsstand über soziale und symbolische Grenzziehung nutzen wir im Folgenden, um die überraschende Konjunktur von „Kulturwissenschaft(en)“ als disziplinäres Gründungs- und als interdisziplinäres Etikettierungsprojekt zu erklären. Zielt ersteres auf das anspruchsvolle Ziel der Etablierung einer neuen Einheit im System wissenschaftlicher Disziplinen (*boundary-making*), so geht es letzterem um die Aufhebung gegebener disziplinärer Grenzen in einem übergreifenden, neu etikettierten Fächerkollektiv (*boundary-blurring*). Beide Projekte teilen Repertoires symbolischer Grenzziehung, etwa im Bereich der Namensgebung oder der Herstellung disziplinärer Genealogien, sie implizieren aber, wie Institutionalisierungsversuche in Studiengängen,

Lehrstühlen und Publikationsorganen zeigen, unterschiedliche Modi sozialer Grenzziehung. Zunächst sind jedoch die wissenschaftsexternen und -internen Rahmenbedingungen zu beleuchten, die jene Praktiken symbolischer und sozialer Grenzziehung begünstigt haben.

II. Rahmenbedingungen kulturwissenschaftlicher Grenzziehungspraktiken

Der Begriff der „Kulturwissenschaften“ ist im deutschsprachigen Raum bekanntlich nicht neu, sondern geht begriffsgeschichtlich zurück auf Kontroversen um das Selbstverständnis der so genannten „Geisteswissenschaften“ im 19. Jahrhundert. Diese hatten sich in Deutschland als Disziplinen etabliert, die in der geschichtlich gewordenen, d. h. durch menschliches Handeln gewirkten Welt nicht nur einen besonderen Gegenstand hatten und mit der Hermeneutik über eine eigene methodologische Grundlegung verfügten, sondern sich als „reine Lehre“ auch von Forderungen praktischer Anwendbarkeit weitgehend fernzuhalten vermochten. Vor allem neukantianische Wissenschaftstheoretiker wie Heinrich Rickert und Wilhelm Windelband waren es, die sich an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert um eine methodologische Begründung der „Kulturwissenschaften“ als einer gegenüber den „Naturwissenschaften“ distinkten Form wissenschaftlicher Beobachtungspraxis bemühten. Auch die im Umfeld des Instituts von Aby Warburg in der Zwischenkriegszeit betriebenen Forschungen weisen auf eine längere Tradition hin, die, wie wir später erläutern werden, für die kollektive historische Identität der gegenwärtigen Projekte der „Kulturwissenschaft(en)“ von großer Bedeutung ist.

Wichtiger für das Verständnis der jüngsten Konjunktur der „Kulturwissenschaft(en)“ als die latente Verfügbarkeit dieser Tradition, ist jedoch eine besondere Konstellation wissenschaftsinterner und -externer Rahmenbedingungen, die eine Erneuerung des Systems wissenschaftlicher Disziplinen zu verlangen schienen und damit sowohl Praktiken des *boundary-blurring* als auch des *boundary-making* begünstigten. Wir beleuchten sie im Folgenden in gebotener Kürze, wobei wir mit innerwissenschaftlichen Entwicklungen beginnen, bevor wir auf die wissenschaftspolitischen Kontexte der 1990er Jahre eingehen.

1. „Cultural turn(s)“ – der wissenschaftsinterne Kontext

Vor allem in der Ethnologie, teils aber auch in der Soziologie, hatte der Kulturbegriff bereits seit langem – trotz seines schillernden Charakters (vgl. schon Kroeber / Kluckhohn 1952) – die intellektuellen Orientie-

rungen zu strukturieren vermocht. Von den verschiedenen Dichotomien, die den Kulturbegriff charakterisierten – „Kultur“ vs. „Barbarei“; „Kultur“ vs. „Zivilisation“ etc. – war es vor allem die Unterscheidung von „Kultur“ vs. „Sozialstruktur“, von „Idealismus“ und „Materialismus“, die bis weit in das 20. Jahrhundert die Diskussion in beiden Disziplinen prägte. Seit den 1960er Jahren dominierten Theorien, die, teils in expliziter Anlehnung an marxistisches Gedankengut, den Schwerpunkt auf materielle oder sozialstrukturelle Erklärungsfaktoren gesellschaftlichen Wandels legten. Dies galt für die gegen den Strukturfunktionalismus aufbegehrende Soziologie ebenso wie für die Literaturwissenschaften und die Geschichtswissenschaft Bielefelder Prägung. Spätestens in den 1980er Jahren erfuhr der Kulturbegriff indessen quer zum Disziplinenpektrum eine Renaissance, die verschiedenste kulturwissenschaftliche Grenzziehungspraktiken ermöglichte. Drei Faktorenkomplexe haben zu dieser Renaissance beigetragen.

An *erster* Stelle sind neue Unsicherheiten im Selbstverständnis der westlichen Moderne zu nennen, wie sie im Diskurs der „Postmoderne“ und den angelsächsischen „Cultural Studies“ zu beobachten sind. Reflektierte der Diskurs der „Postmoderne“, unter maßgeblicher Beteiligung französischer Intellektueller (Baudrillard, Derrida, Foucault etc.) den zum Teil technologiebedingten kulturellen Wandel im Spätkapitalismus, so wurden in den zunächst britisch dominierten „Cultural Studies“ (Stuart Hall) die bislang von der hegemonialen Hochkultur Ausgeschlossenen, deren akademische Präsenz in Folge der Expansion des Bildungssystems unübersehbar geworden war, als Subjekte mit eigenen Geschichten und Literaturen entdeckt. „African American Studies“, „Women’s Studies“ und „Postcolonial Studies“, wie sie auch an Universitäten in den USA, Kanada und Australien Verbreitung fanden, waren die Folge. Auch wenn aus historischen und politischen Gründen die Trägergruppen für manche dieser intellektuellen Bewegungen im deutschsprachigen Raum fehlten, wurden sie in vielen Disziplinen aufmerksam wahrgenommen.

Die genannten Bewegungen beerbten anfänglich, gerade im Falle der britischen „Cultural Studies“, noch durchaus marxistische Denkfiguren (vgl. nur Jameson 1990). Als bald lösten sie sich davon jedoch und griffen theoretische Neuorientierungen auf, die mit dem Stichwort des „cultural turn“ verbunden sind und den *zweiten* hier zu diskutierenden Faktorenkomplex darstellen. Man griff die alte Einsicht wieder auf, dass die geschichtlich gewordene, menschlich gewirkte Welt ohne Berücksichtigung ihrer Bedeutungsstrukturen nicht angemessen erfasst werden kann, reformulierte sie aber unter dem Eindruck der linguistischen Wende in der Philosophie in einem neuen, im Kern zeichentheoretischen Vokabular. In der Ethnologie konzeptionalisierte Clifford Geertz Kultur

als selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe (vgl. Geertz 1973; zur Rezeption Kuper 1999). In der Soziologie erfuhr die Kulturosoziologie, vermittelt über eine Relektüre von Émile Durkheim (Alexander 1988) und Max Weber (Gephart 1998) sowie durch das Werk von Pierre Bourdieu (Müller 1994), einen enormen Aufschwung (vgl. insgesamt Berking/Faber 1989 sowie Reckwitz/Sievert 1999 und für die USA Smith 1998). Auch die Politikwissenschaft war dank der Diskussionen um politische Kultur für kulturtheoretische Orientierungen empfänglich (Schwelling 2004). Und in der Geschichtswissenschaft erfuhr die zeitweise dominante Sozialgeschichte Bielefelder Prägung durch die neuere Kulturgeschichte kritische Anstöße (vgl. Mergel/Welskopp 1997; Daniel 2001). Gerade das Beispiel der Geschichtswissenschaft macht zweierlei deutlich. Einerseits vollzogen sich die „cultural turns“ trotz aller interdisziplinären Anleihen in hochgradig intradisziplinären Kontroversen. Die jüngere Generation, die neue kulturtheoretische Wege gehen wollte, blieb (schon aus karrierestrategischen Gründen) um Anschlussfähigkeit an eigene disziplinäre Traditionen bemüht. Andererseits wurden in den „cultural turns“ begriffliche Unterscheidungen innerhalb der einzelnen Disziplinen akzentuiert, die in kulturwissenschaftlichen Grenzziehungspraktiken unmittelbar aufgegriffen werden konnten.

Ein *dritter* Faktorenkomplex schließlich waren zeithistorische Herausforderungen der Philologien. Gerade sie sahen sich durch elektronische Informations- und Kommunikationstechnologie und entsprechende Veränderungen des klassischen Mediums „Buch“ und „Text“ in ihrem disziplinären Selbstverständnis infrage gestellt (vgl. Steinwachs 1991). Unter Studierenden stieg die Nachfrage nach Lehrveranstaltungen und Handbüchern über andere Darstellungsweisen (Comics), Textgattungen (Hip-Hop-Lieder) und neue Kommunikationsformen (Chats, Blogs etc.). Man diskutierte, ob und inwieweit die klassischen philologischen Methoden noch zur Analyse solcher Phänomene geeignet waren. Dies umso mehr, als mit den Medien- und Kommunikationswissenschaften zeitgleich unmittelbare Konkurrenten im akademischen Feld auftraten, die sich eng mit dem Programm der „Cultural Studies“ berührten (vgl. Kellner 1995). Diese Situation disziplinärer Verunsicherung führte zu einer erhöhten Empfänglichkeit für inter-disziplinäre Anleihen und intellektuelle Neuorientierungen. Das Ausmaß der Verunsicherung disziplinärer Selbstverständnisse kann man der Frequenz so genannter Wenden („turns“) entnehmen, die innerhalb der letzten zwei Dekaden verkündet wurden. Doris Bachmann-Medick zählt in ihrem Überblick über Neuorientierungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften mehr als ein Dutzend solcher „turns“ auf – vom bereits erwähnten „linguistic/cultural turn“, über den „interpretive“, „performative“, „reflexive“, „postcolonial“, „translational“ bis hin zum „spatial“ und „iconic turn“.

Man kann darin affirmativ „ein höchst dynamisches Spannungsfeld der kulturwissenschaftlichen Forschung“ erkennen (Bachmann-Medick 2006, 7), man kann darin jedoch auch einen Hinweis auf eine prekäre Selbstpositionierung im System wissenschaftlicher Disziplinen, vor allem gegenüber den Naturwissenschaften, sehen. So oder so – Praktiken kulturwissenschaftlicher Grenzziehung gewannen vor diesem Hintergrund an Plausibilität.

Mit der Entstehung der „Cultural Studies“, dem zunächst innerdisziplinär wirksamen „cultural turn“ in verschiedenen, vor allem sozialwissenschaftlichen Fächern und dem erodierenden Selbstbewusstsein der Geisteswissenschaften entstanden neue Netzwerke wissenschaftlicher „Kultur“-Kommunikation und veränderten sich Machtverteilungen zwischen den Disziplinen. Der Boden für Strategien des disziplinären *boundary-blurring* sowie des *boundary-making* war bereitet. Mindestens ebenso wichtig waren jedoch veränderte wissenschaftsexterne Rahmenbedingungen, die starke Anreize und Erwartungen an solche Strategien geschaffen hatten.

2. „Krise der Geisteswissenschaften“ – wissenschaftsexterne Bedingungen

Zu den wichtigsten wissenschaftsexternen Rahmenbedingungen gehörte an erster Stelle das, was gemeinhin als „Krise der Geisteswissenschaften“ bezeichnet wird (vgl. dazu jetzt auch Hamann 2009). Deren Ursprünge liegen im Wesentlichen in den Folgen der Bildungsexpansion seit den 1970er Jahren sowie damit einhergehenden Verwertungsinteressen an geisteswissenschaftlicher Forschung. Hatten die Geisteswissenschaften sich zuvor, abgesehen von der Lehrerausbildung, von Ansprüchen nach praktischer Anwendbarkeit des von ihnen vermittelten Wissens fernhalten können, wurde der viel beschworene Eigenwert geisteswissenschaftlicher Bildung nunmehr bestritten. Deutsche Wissenschafts- und Bildungspolitiker beobachteten mit Sorge, dass es im Zuge der Bildungsexpansion zu einem im Vergleich mit den naturwissenschaftlichen Fächern geradezu drastischen Anstieg der Studierendenzahlen gekommen war, deren Verwertbarkeit auf dem Arbeitsmarkt alles andere als gesichert war (Weingart et al. 1991, 109). Vor allem die Germanistik, aber auch andere Philologien, erfuhren einen erheblichen Legitimationsdruck (vgl. Böhme/Scherpe 1996, 10). Er wurde bestärkt durch eine Forschungsförderungspolitik, die sich zunehmend an intellektuellen Stilen und organisatorischen Formen der Natur- und teilweise auch der Sozialwissenschaften orientierte und den tradierten Geisteswissenschaften eine Veränderung des eigenen Selbstverständnisses abverlangte.

In dieser Situation bemühten sich prominente Wissenschaftsfunktionäre oder Wissenschaftler, wie Wolfgang Frühwald (1991), darum, das Humboldtsche Bildungsideal in die Moderne hinüberzuretten, den Aufklärungsanspruch der Geisteswissenschaften zu stärken und sie als Ort der Selbstreflexion sowohl der Wissenschaft als auch der Gesellschaft zu erhalten. Besonders öffentlichkeitswirksam kritisierte Jürgen Mittelstraß die sprichwörtliche Unterscheidung der „zwei Kulturen“ der Geistes- und Naturwissenschaften und forderte, beide stärker in den Dienst „transdisziplinären“ Begreifens zu stellen. Dabei sah er die Funktion der Geisteswissenschaften darin, sich mit Gegenwarts- und Zukunftsbezug der kulturellen Form einer zunehmend globalisierten Welt zu vergewissern (Mittelstraß 1991, 39 ff.). Modernisierung, disziplinäre Selbstreflexion, Transdisziplinarität und Internationalisierung – genau dies sind die Stichworte, die den öffentlichen Diskurs über die vermeintliche „Krise der Geisteswissenschaften“ bestimmten und später unmittelbar Eingang in die Selbstbeschreibungen der „Kulturwissenschaft(en)“ finden sollten.

Tatsächlich bestand die gemeinsame wissenschaftspolitische Reaktion auf die „Krise der Geisteswissenschaften“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz genau in jenem Ruf nach „Kulturwissenschaft(en)“. Im damaligen *Westdeutschland* übernahm zunächst die Rektorenkonferenz in Zusammenarbeit mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) die Initiative. Mit finanziellen Mitteln des Bundesministeriums für Forschung und Technologie ließ sie 1987 bis 1990 an der Universität Konstanz ein Forschungsprojekt zu den Ursachen jener Krise durchführen, dessen Ergebnisse in der viel zitierten Denkschrift *Geisteswissenschaften heute* zusammengefasst wurden, in der unter anderem die Einrichtung „kulturwissenschaftlicher Forschungskollegs“ an den Universitäten empfohlen wurde (Frühwald et al. 1991). Zeitgleich befasste sich auch der Wissenschaftsrat, anlässlich der Frage der Zukunft geisteswissenschaftlicher Institute in der ehemaligen DDR, mit diesem Thema und sprach sich ebenfalls für stärkere Verbundforschung auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften aus.

In *Österreich*, wo mit dem internationalen Forschungszentrum „Kulturwissenschaft“ bereits seit 1993 ein Protagonist der disziplinären Neuorientierung aktiv war, wurde nach langen Diskussionen 1997 sogar der Gesetzgeber tätig, um die Geisteswissenschaften in „Geistes- und Kulturwissenschaftliche Studienrichtungen“ umzubenennen (zur Diskussion in Österreich vgl. Reinalter 1999). Die *Schweiz* war nur um ein Weniges zurückhaltender. In den 1990er Jahren führte der Schweizerische Wissenschaftsrat (SWR) eine Evaluation der Geisteswissenschaften durch, deren abschließende Empfehlungen ebenfalls den Begriff der „Kulturwissenschaft“ aufgriffen (SWR 1997). Eine Neuori-

entierung geisteswissenschaftlicher Fächer wurde hier in gleich mehrfacher Hinsicht gefordert: Soziale Kontexte und empirische Methoden sollten stärker berücksichtigt, Interdisziplinarität und Problemorientierung in den Mittelpunkt gestellt werden. Außerdem wurde eine Hinwendung zur Gegenwartskultur und aktuellen Lage der Gesellschaft empfohlen sowie der aktive Austausch mit der Öffentlichkeit und eine stärkere Internationalisierung angeraten (Stücheli 2000, 13). Was in diesem Zusammenhang unter „Kulturwissenschaft“ verstanden wurde, blieb allerdings im Bereich des Abstrakten und umfasste recht widersprüchliche Erwartungen. Als man in der Schweiz die Umsetzung jener Empfehlungen untersuchte, stellte man tatsächlich eine Hinwendung verschiedener Disziplinen zu kulturwissenschaftlichen Arbeitsweisen fest. Mehr Transdisziplinarität und die Vereinfachung der Kommunikation durch elektronische Medien hätten eine stärkere Internationalisierung ermöglicht (Stücheli 2000, 28). Gleichzeitig wurde aber auch konzidiert, dass die Herstellung von „Synergien“ durch Inter- und Transdisziplinarität auch dem Ziel dienen konnte, angesichts steigender Studierendenzahlen in den geisteswissenschaftlichen Fächern Gelder einsparen zu können.

Gesteigert wurde der politische Reformdruck schließlich durch die Bologna-Erklärung (1999) und die ihr folgenden Beschlüsse europäischer Bildungsminister, gestufte und modularisierte Studiengänge mit einer europaweit kompatiblen Währung für Studienleistungen zu schaffen. In Deutschland hatte der Bologna-Prozess besonders drastische Konsequenzen, da gleichzeitig das Ziel verfolgt wurde, die Absolventenquote an den Universitäten zu steigern. Vor allem kleinere Fächer sind von diesen Konsequenzen betroffen, etwa die verschiedenen Regionalstudien (Altamerikanistik, Lateinamerikanistik, Afrikanistik, Orientalistik etc.), kleinere Philologien (Judaistik, Arabistik, Sinologie, Japanologie etc.) und andere kleine Fächer, die üblicherweise mit 2–3 Professuren ausgestattet sind (Religions- und Islamwissenschaften, Volkskunde, Ethnologie). Angesichts des erhöhten Prüfungs- und Verwaltungsaufwands in der deutschen Umsetzung des Bologna-Prozesses stellt die Einführung kulturwissenschaftlicher Studiengänge für diese kleinen Fächer eine attraktive Option dar, durch transdisziplinäre Curricula die Lehraufgaben zu reduzieren und damit Freiräume für eigene disziplinäre Forschung zu erhalten.

Wissenschaftsexterne Faktoren, wie erhöhte Studierendenzahlen, Sparmaßnahmen und die Internationalisierung von Studiengängen, resultierten also in Debatten um die Zukunft der Geisteswissenschaften, ihre gesellschaftliche Bedeutung und ihr Verhältnis zu den Naturwissenschaften, in denen ein neues kulturwissenschaftliches Selbstverständnis gefordert wurden. Sie stellen entscheidende Rahmenbedingungen dar,

vor deren Hintergrund die Strategien des *boundary-work* verständlich werden, durch die allmählich die „Kulturwissenschaft(en)“ geschaffen wurden.

III. „Kulturwissenschaft(en)“ als Ergebnis symbolischer und sozialer Grenzziehung

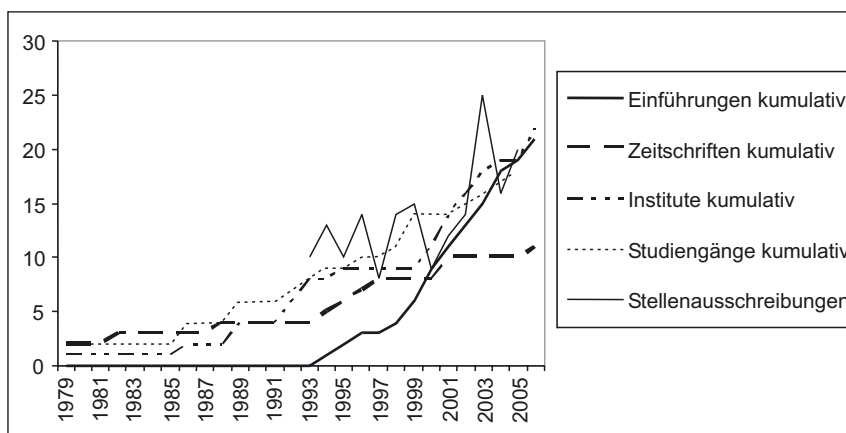
Die geschilderten Rahmenbedingungen boten Anreize dafür, die symbolischen und sozialen Grenzen im System (geistes-)wissenschaftlicher Disziplinen neu zu definieren. Strategisch bedeutsam waren dabei vor allem solche Praktiken, die auf die Auflösung oder Rekonfiguration bestehender disziplinärer Grenzen zielten. Nicht nur im interdisziplinären Re-Etikettierungsprojekt der „Kulturwissenschaften“ (im Plural) herrschen Strategien des *boundary-blurring* vor, sie bestimmen auch das disziplinäre Neugründungsprojekt der „Kulturwissenschaft“ (im Singular), dort allerdings ergänzt um Praktiken des *boundary-making*. Im Folgenden analysieren wir diese Praktiken symbolischer und sozialer Grenzziehung anhand prozessgenerierter Daten, die in diesem Umfang bislang nicht systematisch ausgewertet wurden: disziplinäre Selbstbeschreibungen, wie sie in Einführungen, Lehrbüchern, Lexika und Ähnlichem zu Tage treten; Darstellungen von Forschungsinstituten und Studiengängen (bis 2007); Stellenanzeigen aus dem Archiv des Deutschen Hochschulverbandes (1993–2006).

1. Symbolische Grenzziehungspraktiken

Üblicherweise vollzieht sich die wissenschaftliche Binnendifferenzierung über die Definition neuer Gegenstände und Methoden. Im Falle der „Kulturwissenschaft(en)“ wurden kognitive und kollektive Identität indessen primär durch andere Praktiken symbolischer Grenzziehung herzustellen versucht, kam es doch angesichts der wissenschaftsinternen und -externen Rahmenbedingungen darauf an, ein multidisziplinäres Terrain neu zu vermessen. Im Vordergrund stand daher der Versuch, bestehende disziplinäre Grenzen zu relativieren, was sich insbesondere in Namensgebung, Selbstbeschreibungssemantiken und Genealogien der „Kulturwissenschaft(en)“ niederschlägt.

Bei der Analyse dieser symbolischen Grenzziehungen stützen wir uns im Folgenden vor allem auf die „kulturwissenschaftliche“ Lehr- und Handbuchliteratur, die seit den 1990er Jahren auf dem deutschsprachigen Buchmarkt enorme Zuwächse erfahren hat (vgl. Abbildung 1). Teils finden sich darunter Einführungstexte, die sich im engeren Sinne den „Cultural Studies“ zuordnen.¹ Sie klammern wir aus der weiteren Ana-

lyse aus und konzentrieren uns vielmehr auf diejenigen Texte, die gezielt das Selbstverständnis deutschsprachiger „Kulturwissenschaft(en)“ artikulieren. Allein seit 1995 sind dies 31 Titel, die sich teils dem interdisziplinären Neu-Etikettierungsprojekt, teils dem disziplinären Neugründungsprojekt zuordnen lassen und den Textkorpus der folgenden Analyse darstellen.



Quellen: Institute und Studiengänge: eigene Recherchen; Professuren in „kulturwissenschaftlichen“ Fächern und Studiengängen (ab 1993): eigene Recherchen im Archiv des Deutschen Hochschulverbands; Einführungsbücher und Zeitschriften: Deutsche Bibliothek.

Abbildung 1: Konjunktur der „Kulturwissenschaft(en)“
im deutschsprachigen Raum

a) Namen

Unerlässliche Symbole der Abgrenzung von Disziplinen sind, so trivial es klingen mag, ihre Namen. Die Namen knüpfen selektiv an Unterscheidungen an, die im Feld wissenschaftlicher Praxis vorhanden sind, und verdichten sie zu einer disziplinären Einheit. Der Name der „Kulturwissenschaft(en)“ kann dabei die Fülle von Unterschieden akzentuieren, die in der deutschen Sprache dem Kulturbegriff innewohnen. Zumeist wird dabei ausdrücklich eine Abgrenzung zu den britischen „Cultural Studies“ vollzogen. Einige der Einführungstexte, die „Kulturwissenschaften“ im Titel führen, nehmen allerdings durchaus das Schlagwort der „cultural turn(s)“ und damit Impulse aus den USA auf

¹ Vgl. zu dieser Literatur Kramer 1997; Lutter/Reisenleitner 1998; Bromley et al. 1999; Engelmann 1999; Hepp/Winter 1999; Göttlich/Winter 2000; Lindner 2000; Winter 2001; Göttlich 2001 und 2002; Hepp 2004; Hörning/Winter 2005.

(Bachmann-Medick 2006; Musner/Wunberg/Lutter 2001). Grundsätzlich finden sich in der Einführungsliteratur zwei Namensgebungen, die den bereits mehrfach erwähnten Varianten der deutschsprachigen „Kulturwissenschaft(en)“ entsprechen. Einige Texte verwenden den Namen „Kulturwissenschaften“ im Plural, anderen weisen „die Kulturwissenschaft“ im Singular deutlich als eigenständige Disziplin aus. In unserem Textkorpus sind beide Varianten ungefähr gleich häufig repräsentiert.

Der Gebrauch des Pluralnamens (z. B. Appelsmeyer/ Billmann-Mahecha 2001; Kittsteiner 2004) knüpft an eine längere Tradition der Nomenklatur von Fakultäten an und kann als Strategie des *boundary-blurring* begriffen werden. Gerade die „philosophische“ Fakultät hatte sich bereits seit langem zu einer Heimstatt vieler (auch kleiner) „geisteswissenschaftlicher“ Fächer entwickelt. Die Pluralvariante der „Kulturwissenschaften“ ermöglicht es, die eigenständige Existenzberechtigung der Herkunftsdisziplinen zu verteidigen (z. B. Germanistik, Anglistik), der sich einzelne Autorinnen und Autoren nach wie vor zuordnen. So verwundert es auch nicht, dass bei näherem Hinsehen selbst von denjenigen, die im Buchtitel den Singular verwenden, viele inhaltlich die Auffassung vertreten, dass „Kulturwissenschaft(en)“ als Oberbegriff für zahlreiche Fächer zu verstehen sei, und im Text daher die Pluralbezeichnung verwenden (z. B. Hansen 2003; Stiersdorf/Volkman 2005; Assmann 2006). Einige Autoren plädieren ausdrücklich dafür, dass „Kulturwissenschaft“ jeweils innerhalb der traditionellen (Germanistik etc.) oder neuer Einzeldisziplinen (etwa Medienwissenschaft) betrieben werden solle (Jaeger et al. 2004, viii).

Demgegenüber wird der Singularname „Kulturwissenschaft“ im eigentlichen Sinne federführend von dem früheren Germanisten Hartmut Böhme vertreten, der das Fach an der Humboldt Universität zu Berlin als eigenständige Metadisziplin zu gründen versuchte. Explizit unterscheidet er von der Sammelbezeichnung „die im Singular gebrauchte Kulturwissenschaft (...), die ein Fach bezeichnet, das eine eigene disziplinäre Identität (mit theoretischen Optionen, Fragestellungen und methodischen Verfahren sowie ein eigenes Gegenstandsfeld) aufweist.“ (Böhme 2004b, 11) Das Fach soll nach Böhme und seinen Kollegen eine „Metaebene der Reflexion“ bieten oder sogar als eine „Leitdisziplin“ (Stiersdorf/Volkman 2005, vii) etabliert werden. Die „Kulturwissenschaft“ würde als reflexive Metawissenschaft damit eine Position ausfüllen, die früher der Philosophie, kurzzeitig wohl auch der Soziologie zukam. Letztlich zielt dieses Programm auf einen *boundary-shift* im System wissenschaftlicher Disziplinen, das in Ermangelung von Resonanz seitens anderer Fächer, zumal der Philosophie, faktisch jedoch ebenfalls zu weiterem *boundary-blurring* führt.

b) Selbstbeschreibungssemantiken

Zur symbolischen Abgrenzung von Disziplinen gehört auch ein Repertoire an Selbstbeschreibungen, mit denen die Eigenarten des Faches oder der Fächergruppe hervorgehoben werden. Es geht an dieser Stelle weniger um die präzise Definition von Gegenstand und Methode, sondern vielmehr um das sprachliche Material, mit dem über „Kulturwissenschaft(en)“ kommuniziert wird. In dieser Hinsicht teilen, so der Befund, das interdisziplinäre Neu-Etikettierungsprojekt und das disziplinäre Neugründungsprojekt ein gemeinsames Vokabular, das Strategien des *boundary-blurring* fördert.

Im dreibändigen *Handbuch der Kulturwissenschaften* wird „Kulturwissenschaft“ als „fächerübergreifende Kooperation in der Behandlung übergreifender Fragestellungen“ charakterisiert (Jaeger et al., vii). Suhr und Wiechens (1998, 3) schreiben von einer „zufälligen und eklektischen Zusammenstellung von Forschungsperspektiven, -methoden und -resultaten“. Auch Carsten Winter (1996, 9) beschreibt das Feld als heterogen und zusammenhanglos, was die „notwendigen Selbstvergewisserungsdiskurse“ erheblich erschwere. Andere sehen in der Vielfalt und dem Zusammenwirken mehrerer Fächer gerade die Stärke der „Kulturwissenschaften“.² Wieder andere beschreiben „Kulturwissenschaft“ als zukunftsorientiertes „Programm“, bzw. den „Versuch einer Neuorientierung“ (Anderegg/Kunz 1999) oder als „Globalparadigma“ (Benthien/Velten 2002, 14). Die Unbestimmtheit, die in diesen Formulierungen bereits anklingt, wird in den folgenden Selbstbeschreibungen offenkundig: „Diskursraum“, „Metaebene der Reflexion“, „bewegliche Verschaltung“, „Steuerungsebene für die Modernisierung der Geisteswissenschaften“ (alle aus Böhme/Scherpe 1996), „Binnenwissenschaft (der) Kulturizität (...) der Wissenschaft zur Untersuchung des innovativen Moments und der dazu führenden Kräfte [sic]“ (Bisanz 2004).

Unternimmt man den Versuch, diese Selbstbeschreibungssemantiken behutsam zu systematisieren, so scheinen für „Kulturwissenschaft(en)“ die folgenden Topoi charakteristisch zu sein: Inter- und Transdisziplinarität, Reflexivität, Innovation, kommunikative Offenheit und schließlich ein kontrollierendes Moment („Regulativ“, „Steuerungsebene“, „Meta-

² Etwa als einen „inter- bzw. transdisziplinären Diskussionszusammenhang“ (Nünning/Sommer 2004, 27), ein „experimentelles antiparadigmatisches Feld von Forschungseinstellungen und -wenden“ (Bachmann-Medick 2006), eine „offene Verflechtung von Wissenschaften“ (Kittsteiner 2004), eine „transdisziplinär ausgerichtete Forschungspraxis“ und ein „intern vielfach differenziertes Forschungsprogramm“ (Reckwitz 2001, 1); ein „integratives fächerübergreifendes Regulativ“ (Fauser 2003); ja sogar als eine Antwort auf den „tiefgreifenden Wandel der Gesellschaft und unserer Welt(un)ordnung“ (Assmann 2006, 14).

ebene“). Diese Topoi entstammen, das liegt auf der Hand, dem oben geschilderten Krisendiskurs der Geisteswissenschaften. Sie artikulieren gleichzeitig auch das Selbstverständnis eines wissenschaftlichen Projekts, das einer überhandnehmenden Differenzierung, Spezialisierung und Fragmentierung der Wissenschaft gegenzusteuern beansprucht.

c) Genealogien

Der Schaffung symbolischer Grenzen im System wissenschaftlicher Disziplinen dient auch die Konstruktion eigener Genealogien und gemeinsamer Ursprungserzählungen. In unserem Textkorpus trifft man auf unterschiedliche Genealogien, die die „Kulturwissenschaft(en)“ in je spezifischer Weise positionieren.

Eine seltene Position vertritt Winfried Fluck, wenn er den Ursprung der „Kulturwissenschaft“ eindeutig in den angelsächsischen „Cultural Studies“ verortet, „weil diese die Kulturwissenschaften erst als eine eigenständige Disziplin auf die Tagesordnung gebracht haben und damit am Beginn eines Institutionalisierungsprozesses stehen, der dann auch anthropologische, semiotische und andere kulturwissenschaftliche Ansätze eingeschlossen hat“ (Fluck 2004, 17). Die Bezüge zu den „Cultural Studies“ werden zwar auch in anglistischen und amerikanistischen sowie einigen literaturwissenschaftlichen Arbeiten als Traditionslinie genannt, allerdings stets nur als eine unter mehreren.

Eine andere Traditionslinie ist die Wiederaneignung des während des Nationalsozialismus verschütteten Erbes der deutschen Geisteswissenschaften. Erst durch die Studentenrevolte und die ihr folgenden „libertären Umwälzungen Deutschlands und Westeuropas“ seien klassische Autoren wieder entdeckt worden: „Damit wurden die durch Krieg, Verfolgung und Emigration abgebrochenen Traditionslinien einer um und nach 1900 entstandenen fächerübergreifenden Kulturwissenschaft, wie wir sie in den Werken von Walter Benjamin, Siegfried Kracauer, Erwin Panofsky oder Georg Simmel finden, wieder sichtbar gemacht und bewusst ins Gedächtnis der Kulturwissenschaften integriert“ (Gerbel/Musner 2002, 11). Viele Autoren weisen ferner auf die Wurzeln der „Kulturwissenschaft“ in der spezifischen deutschen Geistesgeschichte an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hin (etwa Fauser 2003; Aleksandrowicz et al. 2004; Böhme 2004b). Verwiesen wird hier auf die neukantianische Begründung der „Kulturwissenschaften“ (vgl. Hübinger et al. 1997) oder auch auf Aby Warburg.

Es überrascht nicht, dass auch der Verweis auf die „Krise der Geisteswissenschaften“ und die damit einhergehenden wissenschaftspolitischen Diskussionen einen besonderen Stellenwert in den Genealogien

der „Kulturwissenschaft“ besitzt (Hübinger et al. 1997, 10).³ Damit ist bereits die Zukunftsvision angesprochen, die Genealogien oftmals implizieren. Sie fällt bei den hier untersuchten Texten recht einheitlich aus. Die Ziele der „Kulturwissenschaft“ werden zumeist mit Elementen des oben eingeführten Repertoires der Selbstbeschreibungssemantiken erläutert. An erster Stelle geht es dabei um die „Modernisierung“, „Erneuerung“, „Reform“ oder „Transformation“ der (Geistes)Wissenschaft(en), ohne dass allerdings spezifisch ausgeführt würde, was im Einzelnen „veraltet“ ist. Gefolgt ist Modernisierung von der Forderung nach „Inter“- oder „Transdisziplinarität“, die der aus der Spezialisierung der Disziplinen resultierenden Fragmentierung des Wissens entgegenwirken soll (Gerbel/Musner 2002, 12). Damit verbunden ist die mit dem Schlagwort der Reflexivität artikuliert Zielsetzung, dass „Kulturwissenschaft“ eine Metaebene der (Selbst-)Reflexion von Wissenschaft und Gesellschaft bieten oder gar eine „Moderationsfunktion“ (Suhr/Wiechens 1998, 8) einnehmen soll. Und mit dem Begriff der „Internationalisierung“ wird das ausbildungspraktische Ziel formuliert, dass die „Kulturwissenschaft(en)“ Studierenden der Geisteswissenschaften einen neuen Arbeitsmarkt erschließen sollen (Aleksandrowicz 2004, 14).

d) Gegenstand

Angesichts der Bedeutung, die den Strategien des *boundary-blurring* bei der Konstruktion kollektiver Identität von „Kulturwissenschaft(en)“ zukommt, überrascht es nicht, dass die Bestimmung der kognitiven Identität über Gegenstand und Methode prekär ist. In den meisten Einführungen wird – nahe liegend – angegeben: Gegenstand der „Kulturwissenschaft“ ist „Kultur“.⁴ Aufgrund des schillernden Charakters des Kulturbegriffs wird das Problem der Gegenstandsbestimmung damit natürlich zunächst nur verschoben, wofür einige Autorinnen und Autoren durchaus sensibel sind:

³ Insbesondere die Denkschrift *Geisteswissenschaften heute* (Frühwald et al. 1991) findet vielfach Erwähnung. Daran anknüpfend fordern etliche Autoren die Überwindung der Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften (Appelsmeyer/ Billmann-Mahecha 2001: 9–11; Benthien/Velten 2002: 12) oder verweisen auf die erhofften Auswirkungen einer reformierten modernen „Kulturwissenschaft“ für die späteren Berufsmöglichkeiten von Studierenden (Aleksandrowicz 2004: 14).

⁴ Es fällt auf, dass die in der englischsprachigen *Cultural Anthropology* sowie der an sie anknüpfenden Soziologie lange geführten Debatten um den Kulturbegriff in den „kulturwissenschaftlichen“ Überblickstexten – abgesehen von der popularisierten Version von Geertz' semiotischem Kulturbegriff – kaum zur Kenntnis genommen wird.

„Infolge dieser unübersichtlichen Diskussionslage droht ‚Kultur‘ zu einem Allgemeinplatz zu werden, der keinerlei analytische Trennschärfe mehr besitzt und die Fragestellungen, Perspektiven, Methoden, Funktionen und Erkenntnisleistungen der mit ihr befassten Wissenschaften nicht mehr zu bündeln und zu begründen vermag. Damit stehen nicht nur der fachliche Zusammenhang und die Dialogfähigkeit, sondern auch die Legitimität der Kulturwissenschaften als Instanzen der kulturellen Deutung und Orientierung auf dem Spiel.“ (Jaeger et al. 2004, vii)

Es erstaunt daher nicht, wenn die verschiedenen Einführungen und Lehrbücher in unserem Textkorpus um Präzisierung des Kulturbegriffs bemüht sind. Grob lassen sich die Versuche der Präzisierung in zwei Varianten unterteilen: erstens die politisch-organisatorische und feuilletonistische Auffassung von „Kultur“ als Kunst, Literatur, Theater, Musik und Tanz und zweitens das von vielen Autoren geteilte Verständnis von Kultur als alltäglicher Praxis, symbolische Form oder „Textur des Sozialen“ (Musner 2004). Auffällig ist dabei allerdings, dass die nähere Spezifikation des Kulturbegriffs in hohem Maße auf die intellektuellen Traditionen der jeweiligen Herkunftsdisziplin der Autorinnen oder Autoren aufbaut. Gerade der schillernde Charakter des Kulturbegriffs scheint also die Kombination rhetorischer Reform und disziplinärer Kontinuität zu ermöglichen, die zumindest für die Pluralvariante der „Kulturwissenschaften“ charakteristisch ist.

Dies sei im Folgenden anhand einiger Beispiele illustriert. Der Amerikanist Klaus Hansen bezieht sich in seiner Einführung in die „Kulturwissenschaft“ auf Tylors Definition von Kultur als der „Gesamtheit der Gewohnheiten eines Kollektivs“ (Hansen 2003, 18) und meint: „so steht fest, was Kultur bedeutet, nämlich kollektives Gleichverhalten“ (ebd., 37). Andere Einführungen engen „Kultur“ dagegen in der Tradition der britischen *Cultural Studies* auf Gegen- oder Widerstandskulturen ein. Fluck beispielsweise sieht den Gegenstand der „Kulturwissenschaft“ nicht allgemein in Formen kollektiver Sinnbildung, sondern im „Funktionswandel von ästhetischer Funktion und ästhetischer Erfahrung“ (Fluck 2004, 20). Dieser Gegenstandsbestimmung liegt ein gänzlich anderer Kulturbegriff zugrunde als der allgemein handlungstheoretisch fundierte (Gerbel/Musner 2002). Eine besonders enge Gegenstandsbestimmung findet sich im Umfeld der Medien- oder Kommunikations-„Kulturwissenschaft“. Hier stellen das Aufkommen neuer elektronischer Informationstechnologien und deren gesellschaftliche Auswirkungen das Themenspektrum dar, über das sich die Medienwissenschaft erfolgreich etablieren konnte (Hepp 1999, 2004; Karpenstein-Eßbach 2004). Diese Gegenstandsbestimmung findet man teils auch in den aus der Germanistik kommenden Einführungstexten, die zumeist einen Beitrag zu „Medien- und Kommunikationstheorie“ enthalten

(Glaser / Luserke 1996; Anderegg / Kunz 1999; Böhme / Matussek / Müller 2000; Benthien / Velten 2002; Fauser 2003).

Erwähnt sei schließlich auch die Singularvariante der „Kulturwissenschaft“, die der Literaturwissenschaftler Hartmut Böhme vertritt und deren Gegenstandsbestimmung Momente des *boundary-making* erkennen lässt. Für Böhme ist der zentrale Gegenstand der „Kulturwissenschaft“ die Literatur als „wichtigstes Archiv gespeicherter Erfahrung“. „Kultur“ ist hier nicht eigentlich Gegenstand, vielmehr bezeichnet der Kulturbegriff „ein Verfahren, durch das die kulturellen Praktiken erster Ordnung verglichen, relativiert und reflektiert werden – und die Theoretiker sich selbst reflektieren: diese Rekursivität der Kultur prägt die moderne Kulturwissenschaft, wie sie sich, so verschieden auch immer, ... auszubilden beginnt“ (Böhme 2004b, 19). An anderer Stelle heißt es: „Kultur ist die Perspektive, die für die Beobachtung von ‚Kulturen‘ im Plural entwickelt wird. Eben dies definiert *Kulturwissenschaft*“ (ebd., 20). Damit wird „Kultur“ nicht mehr als nur Gegenstand, sondern auch als Methode der „Kulturwissenschaft“ behauptet.

e) Methoden

Ebenso wie ein klar umgrenztes Gegenstandsgebiet gehört auch ein Set gegenstandsspezifischer Methoden zur kognitiven Identität einer Disziplin. Ausgangspunkt kann dabei durchaus nicht nur die Neuerung, sondern auch der Transfer von Methoden, also die Praxis des *boundary-crossing* sein, deren Bedeutung für Erkenntnisdurchbrüche aus der wissenschaftshistorischen Literatur hinlänglich bekannt ist (vgl. Wimmer / Kössler 2005). Der Fall der „Kulturwissenschaft(en)“ zeichnet sich indessen dadurch aus, dass auch hier intensives *boundary-blurring* betrieben wird. Blickt man auf die Darstellungen in „kulturwissenschaftlichen“ Lehr- und Handbüchern, so werden, abgesehen von der soeben erwähnten, eher singulären Position, „Kultur“ als Methode zu bezeichnen, zumeist Pluralismus, Flexibilität, Uneindeutigkeit und Offenheit nicht nur des Gegenstands, sondern auch der Methoden als Stärke der „Kulturwissenschaft(en)“ gesehen.

Unmissverständlich betont Bachmann-Medick (2006, 10), die mit den verschiedenen „turns“ verbundenen Methoden stützten eine Auffassung von „Kulturwissenschaft“, „die ausdrücklich *keine* Einzeldisziplin begründen will, sondern ihre Forschungseinstellung bewusst und methodisch pluralisiert: als kulturwissenschaftliche Perspektivierung der Fragehorizonte in den einzelnen Disziplinen, um ein interdisziplinäres Forschungsfeld ‚an den Rändern‘ dieser Einzeldisziplinen zu erkunden“. Im Gegensatz zu paradigmatisch geschlossener und einheitstheoretisch

ausgerichteter Forschung seien Offenheit und das freie Spiel der Ideen das Programm der „Kulturwissenschaft“ (Bachmann-Medick 2006, 18).

Ganz so weit gehen nicht alle Autorinnen und Autoren einführender Texte. Manche versuchen durchaus, zentrale empirische und heuristische Methoden zu benennen. Am häufigsten finden sich erwartungsgemäß Varianten der klassischen hermeneutischen Vorgehensweise der Geisteswissenschaften. Man verweist auf qualitative empirische und analytische Methoden, etwa (interpretative) Text- und Diskursanalytik (Karpenstein-Eßback 2004) und „close reading“ (Böhme et al. 2000) oder die Interpretation von Zeichensystemen. Für Gerbel und Musner (2002, 15) leistet dabei „das Fremde“ als Kategorie von Erfahrung und Reflexion einen wichtigen Beitrag; das Fremde in der eigenen Kultur soll entdeckt, das Marginalisierte beschrieben werden. Mit etwas anderer Akzentuierung sprechen sie an anderer Stelle von der „radikalen Kontextualisierung und Historisierung“ der Forschung und einer „vorsichtigen archäologischen Vorgehensweise“ als Methodenspezifikum der „Kulturwissenschaft“ (Musner et al. 2001, 8). Auch die Komparatistik wird gelegentlich als Methode der „Kulturwissenschaft“ genannt (Böhme 2004b, 18 ff.). Eine Ausnahme stellt Nicole Burzans Einführung in quantitative Methoden der Soziologie für ein kulturwissenschaftliches Publikum dar (Burzan 2005).

Doch insgesamt dominiert der Eindruck methodischer Offenheit und Vielfalt. Aleida Assmann (2006, 14) beispielsweise betont, die „Kulturwissenschaft“ sei nicht durch eine neue Methodologie oder Theorie entstanden, sondern als Antwort auf gesellschaftlichen Wandel. Über die neue, sich als „Kulturwissenschaft“ verstehende Germanistik können Benthien und Velten (2002, 7) sagen, der alte Methodenstreit sei beigelegt. Die „Methoden nach den Methoden (sic!)“ seien offen, ergänzten sich, übernahmen und veränderten tradierte Herangehensweisen. Die kulturwissenschaftliche Methodik sei also „hybridisiert“.

Die Praktiken symbolischer Grenzziehung – Namensgebung, Selbstbeschreibungen, Genealogien sowie die Bestimmung von Gegenstand und Methoden – sind, so lässt sich zusammenfassen, insgesamt durch den Versuch einer Auflösung und Überwindung bestehender disziplinärer Grenzen, durch *boundary-blurring*, gekennzeichnet. Institutionalisiert werden derart symbolisch undefinierte Einheiten im System wissenschaftlicher Disziplinen indessen erst durch soziale Grenzziehungspraktiken, insbesondere die Re-Allokation von Ressourcen. Wir fragen daher im Folgenden nach den sozialen Grenzziehungspraktiken, aufgrund derer die Konjunktur von „Kulturwissenschaft(en)“ institutionelle Veränderungen mit sich brachte.

2. Soziale Grenzziehungspraktiken

Die sozialen Grenzziehungspraktiken zielen im Kern auf die Herstellung der sozialen Identität einer Disziplin. Für sie ist dabei stets zweierlei relevant: die Infrastruktur von Forschung (Akademien, Institute, Zeitschriften) und die Organisation von Studiengängen, über die die einzelnen Disziplinen die Rekrutierung ihres Personals sicherstellen. Unter Bedingungen einer Einheit von Forschung und Lehre, wie sie an deutschsprachigen Universitäten noch immer proklamiert wird, müsste sich dies auch in der Entwicklung des akademischen Stellenmarktes abbilden. Im Folgenden gehen wir auf diese Aspekte sukzessive ein, um die institutionelle Dimension der Konjunktur der „Kulturwissenschaft“ genauer zu beleuchten.⁵

a) Forschungseinrichtungen

Seit den frühen 1990er Jahren sind eine Reihe von Forschungsinstituten gegründet worden, mit deren Hilfe die Einbindung renommierter Wissenschaftler aus verschiedenen etablierten Disziplinen in das Projekt „Kulturwissenschaften“ gelang. Die prominentesten von ihnen sind das *Kulturwissenschaftliche Institut (KWI)* in Essen (gegründet 1989) sowie das *Internationale Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK)* in Wien (gegründet 1993).⁶ Beide Institute dienten dazu, die politisch gewollte Reform der Geisteswissenschaften voranzutreiben, und wurden mit entsprechenden Ressourcen ausgestattet. Durch attraktive Fellowships konnten sie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen in den Diskussionszusammenhang der „Kulturwissenschaften“ einbinden und damit deren Grundideen verbreiten. Blickt man auf die Liste der Direktoren, stellvertretenden Direktoren, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und Fellows dieser beiden Institute, so trifft man auf etliche der Autorinnen und Autoren der oben untersuchten Handbücher und Einführungen (seitens des KWI Friedrich Jaeger, Carl Leggewie und Jörn Rüsen; seitens des IFK Helmut Lethen, Christina Lutter, Lutz Musner und Gotthard Wunberg). Zu nennen sind

⁵ Ob die Institutionalisierung der „Kulturwissenschaft“, deren Attraktivität doch in ihrer oppositionellen Haltung und ihrem kritischen Widerstandspotenzial begründet liege, das eigene Projekt untergrabe und ihr „symbolisches Kapital als eine Disziplin der Erneuerung“ verspiele (so Fluck 2004, 17 ff.), müssen wir dabei offen lassen.

⁶ Neben diesen beiden Leuchttürmen gab es schon länger „kulturwissenschaftlich“ ausgeflaggte Institute, etwa das philosophisch ausgerichtete *Arnold-Bergstraesser-Institut für kulturwissenschaftliche Forschung* in Freiburg (gegründet 1964) oder das auf der Lehre Rudolf Steiners basierende *Friedrich von Hardenberg Institut für Kulturwissenschaften* in Heidelberg (gegründet 1978).

ferner das Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien in Bremen (1989), die Arbeitsstelle für Kulturwissenschaftliche Forschung im Schweizerischen Engi (1995), das Kulturwissenschaftliche Institut für Europaforschung in Reinstorf (2004).

Auch im Bereich der wissenschaftlichen Fachvereinigungen haben die „Kulturwissenschaften“ Fuß fassen können. Davon zeugen die Gründungen der Gesellschaft für Kulturwissenschaft e.V. in Bietigheim/Baden (1985), der Schweizerischen Gesellschaft für Kulturwissenschaften (SKGW) in Zürich (2002) und die Gründung der „Sektion Kulturwissenschaften“ an der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina (2003).⁷ Der wichtigste hier zu nennende Schritt ist aber wohl die Gründung einer „Senatskommission für Kulturwissenschaften“ in der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Jahr 1995.⁸ Unter dem Eindruck des Diskurses über die Krise der Geisteswissenschaften war ihr Mandat, Fördermöglichkeiten für kulturwissenschaftliche Verbundforschung zu eruieren, die der wissenschaftlichen Fragmentierung entgegenwirken und eine Internationalisierung fördern sollten. Sie publizierte ein *Handbuch zu den Einrichtungen der außeruniversitären Infrastruktur in den Kulturwissenschaften*, eine katalogartige Übersicht über 798 (!) im weitesten Sinne kulturwissenschaftliche Forschungseinrichtungen. Ende Dezember 2000 beendete die Kommission ihre Arbeit mit einer Empfehlung zur Situation kleiner Fächer, in der explizit zum Zusammenschluss zu Fächerverbänden auf der Ebene sowohl von Forschung als auch von Lehre geraten wurde. Mehrere kulturwissenschaftliche Sonderforschungsbereiche zeugen davon, dass die Förderung von Verbundforschung auch auf entsprechendes Interesse in verschiedensten Disziplinen stieß.⁹

⁷ Unter den zunächst 10, inzwischen 19 Mitglieder dieser Sektion trifft man auf einige bereits mehrfach genannte Namen, insbesondere auf Aleida Assmann und Werner Frühwald; das Fächerspektrum dieser vergleichsweise kleinen Sektion in der naturwissenschaftlich dominierten Leopoldina mit ihren ca. 1250 Mitgliedern umfasst Geschichte, Jura, Kunstgeschichte, Soziologie, Theologie und andere.

⁸ Zu ihren Mitgliedern zählten Aleida Assmann sowie Jürgen Mittelstraß.

⁹ Zu nennen sind hier insbesondere die Sonderforschungsbereiche 434 „Erinnerungskulturen“ (Gießen), 435 „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“ (Frankfurt), 447 „Kulturen des Performativen“ (Berlin), 485 „Norm und Symbol. Die kulturelle Dimension sozialer und politischer Integration“ (Konstanz) und 496 „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur französischen Revolution“ (Münster).

b) Studiengänge

Die an den genannten Forschungseinrichtungen, vor allem dem KWI und IFK entstandenen Netzwerke waren für die Etablierung kulturwissenschaftlicher Studiengänge an deutschsprachigen Universitäten von unmittelbarer Relevanz. Hartmut Böhme beispielsweise war 1990–92 Fellow am KWI, bevor er 1993 Professor für Kulturtheorie und Mentalitätsgeschichte an der Humboldt Universität zu Berlin wurde, wo er maßgeblich die Einführung des Studienganges „Kulturwissenschaft“ vorantrieb. So spiegelt sich die Konjunktur der „Kulturwissenschaft(en)“ auch im Bereich der universitären Lehre deutlich wider: 24 Studiengänge mit einem Bachelor- oder Master-Abschluss in „Kulturwissenschaft(en)“ werden an deutschsprachigen Universitäten angeboten. Davon führen 15 Studiengänge im Titel die Singularvariante „Kulturwissenschaft“, während neun die Pluralvariante der „Kulturwissenschaften“ verwenden.¹⁰ Auffällig ist auch die erhebliche Bandbreite disziplinärer Spezifikation, die, meistens übrigens ohne Bezug auf *Cultural Studies*, mit einem kulturwissenschaftlichen Studiengang verbunden ist (vgl. Tabelle 1). Diese Vielfalt weist nochmals auf den hochschulpolitischen Kontext hin, in dem die Einführung der neuen Studiengänge zu sehen ist: Krisenrhetorik der Geisteswissenschaften, Modularisierung des Studiums und knappe Budgets begünstigen insbesondere Versuche, kleine Disziplinen kulturwissenschaftlich umzuetikettieren und damit zu erhalten.

Eine besondere Geschichte haben die Studiengänge und Seminare, die aus der ehemaligen Volkskunde hervorgingen und sich in Abgrenzung zu deren nationalsozialistischer Vereinnahmung bzw. Anbietung kulturwissenschaftlich neu erfanden, wie beispielsweise das *Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaften* in Tübingen, dem andere Standorte alsbald folgten, so das *Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie* in Basel und das *Institut für Medien-, Informations- und Kulturwissenschaft* in Regensburg. Die Umbenennungen standen für die Modernisierung des Faches, seine disziplinäre Öffnung und den Versuch einer internationalen Anbindung.¹¹ Inhaltlich bleiben

¹⁰ Es ist dabei zu betonen, dass die Bezeichnungen von Studiengängen denen der universitären Institute nicht unmittelbar entsprechen. In Tübingen kann man am Ludwig Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaften „Empirische Kulturwissenschaft“ studieren, ähnlich wie man an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Alpen Adria Universität in Klagenfurt „Angewandte Kulturwissenschaft“ belegen kann.

¹¹ In Berlin, Freiburg, Kiel und Marburg wurde die Volkskunde in „Europäische Ethnologie“, in München und Innsbruck in „Europäische Ethnologie/Volkskunde“, in Frankfurt am Main in „Kulturanthropologie“ und in Göttingen in „Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie“ umbenannt.

Tabelle 1

Bezeichnungen kulturwissenschaftlicher Studiengänge (Stand 2007)

<i>Kulturwissenschaft(en)</i>		
	Kulturwissenschaften	8
	Angewandte K.	5
Vergleichende K. (davon einmal mit Religionswissenschaft)		2
	Empirische K.	1
	Historische K.	1
<i>Kombiniert mit, bzw. mit einem Schwerpunkt auf:</i>		
	Europäische Ethnologie	2
	Religionswissenschaft	2
	Medien	2
	Literatur	1
	Ästhetische Praxis	1
	Wissenschaftsmanagement, Logistik	1

Anmerkung: Aufgrund von Bezeichnungen wie „Angewandte Medien- und Kulturwissenschaft“ oder „Vergleichende Kultur- und Religionswissenschaft“ ist die Summe größer als die Anzahl der 24 untersuchten Studiengänge.

Quellen: Eigene Recherchen.

die an den einstigen Volkskunde-Instituten angebotenen Studiengänge jedoch weiterhin auf (vor allem museal vermittelbare) Alltagskultur(en) im deutschsprachigen Raum in Vergangenheit und Gegenwart ausgerichtet. Lehrangebote umfassen hier die Popular-, Medien- und Erinnerungskultur, Identitäts- und Alteritätsprozesse, Theorie und Methode der Inter- und Transkulturalität sowie Sach-, Bild- und Symbolforschung.

Auf eine ebenfalls besondere Situation trifft man bei denjenigen Studiengängen, die zwar die „Kulturwissenschaft“ im Namen führen, aber aus der Medien- und Kommunikationswissenschaft hervorgegangen sind. Studiert man „Angewandte Medien- u. Kulturwissenschaft“ an der Fachhochschule Merseburg oder „Medien und Kulturwissenschaft“ in Düsseldorf, so belegt man Lehrveranstaltungen zu elektronischen Medien, Kommunikationstechniken wie Oralität, Schriftlichkeit, Textkreation, Textdesign, Archivierungs-, Recherche- und Informationstechniken sowie über kulturelle, symbolische und ästhetische Praktiken der Mediengesellschaft. Der Bachelor-Studiengang „Kulturwissenschaft und ästhetische Praxis“ in Hildesheim vermittelt dagegen Kenntnisse in den Fächern Musik, Kunst, Literatur/Theater/Medien und Kulturpolitik/Kulturmanagement; hier wird Kultur also anders als in der Volkskunde gerade nicht als „Alltagskultur“, sondern als „Hochkultur“ verstanden.

Sieht man von diesen beiden vergleichsweise spezifischen Varianten von Studiengängen ab, ist die Lage recht unübersichtlich. Dies gilt insbesondere für diejenigen Standorte, an denen kulturwissenschaftliche Studiengänge aus mehreren beteiligten Einzeldisziplinen hervorgegangen sind. In Luzern beispielsweise, wo es keine eigene Professur für „Kulturwissenschaft“ gibt, können Studierende des „Integrierten Studiengangs Kulturwissenschaften“ frei aus 114 Veranstaltungen des Lehrprogramms aller Fächer der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät auswählen, mit Ausnahme der Philologien.¹² Erst auf der Ebene des Masterstudiengangs müssen sie innerhalb dieses Fächerspektrums einzelne Schwerpunkte setzen. Andernorts liegt eine dezidiert philologische Ausrichtung vor. Der Dortmunder Studiengang „Angewandte Literatur- und Kulturwissenschaften“ beispielsweise ist aus Germanistik, Anglistik und Romanistik hervorgegangen und setzt entsprechende disziplinär gebundene Akzente. In Bayreuth, Marburg und Saarbrücken schließlich ist die Religionswissenschaft federführend an den kulturwissenschaftlichen Studiengängen beteiligt.

Gerade die soeben genannten kulturwissenschaftlichen Studiengänge, die ein Dach für mehrere Einzeldisziplinen bieten, zeigen die Abhängigkeit der sozialen Grenzziehungspraktiken von wissenschaftsexternen Rahmenbedingungen. Ihre Einrichtung war ein Weg, dem politischen Reformdruck zu begegnen und zugleich den Ausbildungsinteressen der Studierenden (Offenheit, geringe Festlegung, Themen von allgemeinem Interesse) entgegenzukommen. Im Rahmen der Einführung modularisierter Studiengänge boten kulturwissenschaftliche Studiengänge günstige Sammelbecken für diejenigen kleinen Fächer, die aufgrund knapper Lehrkapazitäten keine vollständigen Bachelor- oder Master-Angebote entwickeln konnten. Für neu gegründete Universitäten (z. B. Hagen, Hildesheim, Karlsruhe, Lüneberg, Luzern, Merseburg, Saarbrücken) waren sie attraktiv, weil auf diese Art mit wenigen Professuren Studierende jenseits klassischer Studiengänge angezogen werden konnten. Offensichtlich zielen die sozialen Grenzdynamiken im System wissenschaftlicher Disziplinen im Bereich der Lehre instrumentell darauf möglichst hohe Studierendenzahlen in allgemein bildenden Fächern bei gleich bleibender Stellenausstattung zu erzielen.

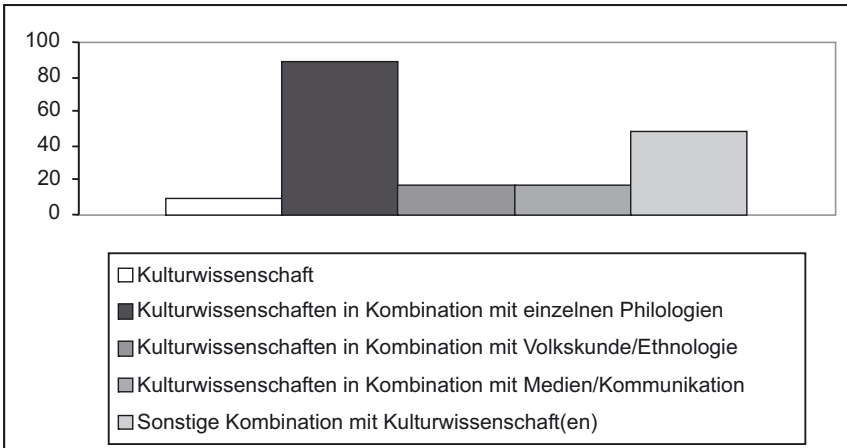
c) Akademischer Stellenmarkt

Ein bislang nicht erwähnter, aber entscheidender infrastruktureller Aspekt, der am Scharnier von Forschung und Lehre liegt, ist die Frage

¹² Die beteiligten Fächer werden in der folgenden Reihung aufgeführt: Philosophie, Geschichte, Soziologie, Religionswissenschaft, Judaistik, Politikwissenschaft, Kultur- und Sozialanthropologie.

der Promotion. Gerade an diesem Scharnier zeigt sich jenseits aller Oberflächenrhetorik die institutionelle Tiefenstruktur des bestehenden Disziplinenystems (vgl. dazu Abbott 2001, 148 ff.). Hier fällt nun auf, dass es an kaum einem Standort möglich ist, im Fach „Kulturwissenschaft(en)“ zu promovieren, geschweige denn zu habilitieren. Dass man die akademischen Grade zumeist nach wie vor in Germanistik, Anglistik, Literaturwissenschaft, Religionswissenschaft etc. erwirbt, deutet auf eine hohe Stabilität der Disziplinen hin.

Dies ist zu beachten, will man die Zunahme von Professuren mit einer „kulturwissenschaftlichen“ Denomination deuten, die wir am Indikator der Stellenausschreibungen untersucht haben (vgl. nochmals Abbildung 1). Der genauere Blick auf die Ausschreibungstexte zeigt, dass auch hier in hohem Maße auf disziplinäre Kontinuität geachtet wird (vgl. Abbildung 2).



Quelle: Archiv des Deutschen Hochschulverbunds, Bonn; eigene Recherchen.

Abbildung 2: Professuren mit kulturwissenschaftlicher Denomination, 1993 – 2006

Nur wenige Stellen sind in den letzten zwei Jahrzehnten explizit mit der Denomination „Kulturwissenschaft“ ausgeschrieben worden, eindeutig am meisten im Bereich der Philologien und eine beträchtliche Zahl innerhalb der beiden Sonderfälle Volkskunde und Medienwissenschaften. Die Folgen des Ausbaus „kulturwissenschaftlicher“ Professuren sind bislang unklar. Stiersdorfer (2005, 11) beispielsweise weist darauf hin, dass es sich bei der Konjunktur der „Kulturwissenschaft(en)“ um ein „famoses Schrumpfungsinstrument“ handeln könnte, dem

von einzelnen disziplinären Standpunkten aus nichts entgegensetzen sei.

IV. „Kulturwissenschaft(en)“ als neue Disziplin?

Die vorangehenden Ausführungen dienten dazu, die Konjunktur der „Kulturwissenschaft(en)“ im deutschsprachigen Raum mit den analytischen Konzepten sozialer und symbolischer Grenzziehungen zu erklären. Ähnlich wie die Konstruktion ethnischer Gruppen, so unsere Ausgangsüberlegung, ist auch die Konstruktion wissenschaftlicher Disziplinen ein Ergebnis (strategischer) Praktiken der Grenzziehung, die ihrerseits von spezifischen makrosozialen Rahmenbedingungen abhängig sind. Symbolische institutionelle Rahmen beeinflussen, welche Unterscheidungen – Gegenstände, Methoden, Begriffe und Positionen im akademischen Feld – zum Material der Repertoires und Grenzziehung zwischen Disziplinen werden können. Machthierarchien und die Aussichten auf politische Allianzen, vor allem aber auch externe Anforderungen in einer zunehmend marktförmig organisierten Wissenschaftslandschaft beeinflussen, wo im Einzelnen die Grenzen institutionalisiert werden.

In dem von uns untersuchten Fall war es insbesondere die Koinzidenz einer Krisenrhetorik der Geisteswissenschaften mit der Umstrukturierung des deutschen Universitätssystems, die eine günstige Gelegenheit für institutionelle Unternehmung schuf, unter dem Banner der „Kulturwissenschaft(en)“ disziplinäre Grenzen teils aufzulösen, teils neu zu ziehen. In symbolischer Hinsicht geschah dies mit Hilfe von Namensgebungen, Selbstbeschreibungssemantiken und Genealogien, die vorwiegend als *boundary-blurring* bezeichnet werden können. In sozialer bzw. institutioneller Hinsicht konnten wir zeigen, dass „Kulturwissenschaft(en)“ durchaus eine eigene Infrastruktur entwickelt haben. Forschungsinstitute und Zeitschriften, Studiengänge und Professuren stabilisieren die Orientierung der Lehre an der imaginierten Einheit jenes interdisziplinären Fachensembles und tragen damit zum *boundary-making* bei. Die Analyse zeigt allerdings, dass die Grenzverläufe von Forschungs- und Studiengängen zunehmend entkoppelt werden, wobei letztere hochgradig hochschul- oder wirtschaftspolitisch gesteuert sind, während erstere weiterhin an die Herkunftsdisziplinen gebunden bleiben. Womöglich muss Lehre in einem allgemeinbildend wissenschaftlichen Studiengang auch nicht mehr notwendig mit spezialisierter Forschung in einer wissenschaftlichen Disziplin zusammenhängen.

Der Plural- und Singularvariante der „Kulturwissenschaft(en)“ ist dabei ein unterschiedliches Schicksal beschieden. Als interdisziplinäres Etikettierungsprojekt haben sie durchaus Erfolg. „Kulturwissenschaft-

ten“ als Bezeichnung für sprach-, geistes- oder sozialwissenschaftliche, jedenfalls nicht-naturwissenschaftliche Fächer hat sich vielerorts eingebürgert, häufig in Kombinationen wie „Kultur- und Sozialwissenschaften“ oder „Kultur- und Verhaltenswissenschaften“. Ganze Fakultäten, Fachbereiche oder Departments, Sektionen wissenschaftlicher Akademien, Verlagsprogramme, Buchreihen und Zeitschriften werden so benannt. Die Grenzverläufe zwischen den klassischen Disziplinen werden hier nicht grundsätzlich in Frage gestellt, sondern in einer höheren interdisziplinären Einheit aufgehoben. In inneruniversitären Auseinandersetzungen um Ressourcen kann es durchaus von Vorteil sein, wenn einzelne Fächer sich als sozial-, kultur- oder sprachwissenschaftlich platzieren können.

Weniger erfolgreich scheint – bislang jedenfalls – das disziplinäre Neugründungsprojekt „Kulturwissenschaft“ zu sein. Zwar erfreut sich der Studiengang „Kulturwissenschaft“ mancherorts durchaus einer gewissen Attraktivität, da er gegenüber einer frühen disziplinären Spezialisierung den Erwartungen an eine Art Studium Generale entspricht. Das System wissenschaftlicher Disziplinen erweist sich gegenüber Versuchen seiner Restrukturierung jedoch insgesamt als relativ resistent. Dies gilt vor allem, wenn der Versuch einer Restrukturierung ausschließlich extern motiviert war, wie der Fall Schweiz anschaulich zeigt. Gemessen an den hochgesteckten politischen Zielsetzungen, entstanden nur wenige nationale Forschungsverbünde und interdisziplinäre Studiengänge im Bereich der „Kulturwissenschaft“. Die Gründe dafür wurden von einer vom Bundesamt für Bildung und Wissenschaft eingesetzten Arbeitsgruppe „Förderung der Geistes- und Sozialwissenschaften“ folgendermaßen namhaft gemacht: „Problematisch sind die Verwischung von herkömmlichen Grenzen zwischen den Disziplinen und Gegenstandsbereichen (z. B. Literatur/Nichtliteratur oder Hoch-/Populärkultur) sowie die Schaffung einer (allzu) vagen ‚Kulturwissenschaft‘“ (Arbeitsgruppe 2002, 58). Der Schweizerische Wissenschafts- und Technologierat steuerte im Jahr 2006 entsprechend um und rückte statt einer inhaltlichen Neuorientierung die Behebung von Problemen schlechter Betreuungsverhältnisse, steigender Studierendenzahlen und mangelhafter Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in den Vordergrund (SWTR 2006a, b). Ähnlich wie in der Schweiz mehren sich inzwischen auch in Deutschland skeptische Stimmen zur Konjunktur der „Kulturwissenschaft“. So warnte der Wissenschaftsrat in seinen „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ (2006) vor den mit dem Rekurs auf den Kulturbegriff verbundenen „Allzuständigkeitsphantasmen“ (Wissenschaftsrat 2006, 13) und fordert eine „Verständigung über disziplinäre Standards“ und eine „Stärkung der innerdisziplinären (sic!) Kommunikation“ (ebd., 61 f.).

Ingesamt zeigt die Konjunktur der „Kulturwissenschaft(en)“, dass das moderne System wissenschaftlicher Disziplinen eine relativ starke Stabilität aufweist und wissenschaftsexterne, insbesondere die oft kurzfristig gedachten wissenschaftspolitischen Steuerungsversuche abfangen kann. Allerdings, so lassen sich unsere Befunde deuten, wird diese Stabilität zunehmend um den Preis einer Trennung von Forschung und Lehre an den Universitäten erkauft. Sollte dies stimmen, ist zu erwarten, dass Verfechter des Humboldtschen Universitätsideals auf Dauer wohl in ein neues „Lob der Disziplin“ einstimmen werden.

Literatur

- Abbott, Andrew* (1995): Things of Boundaries. In: *Social Research* 62, S. 857–882.
- (2001): *Chaos of Disciplines*. Chicago.
- Aleksandrowicz, Dariusz et al.* (2004): Vorwort. In: Heinz Dieter Kittsteiner (Hg.) (2004): *Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten*. München, S. 7–23.
- Alexander, Jeffrey C.* (Hg.) (1988): *Durkheimian Sociology: Cultural Studies*. Cambridge et al.
- Anderegg, Johannes / Kunz, Edith A.* (Hg.) (1999): *Kulturwissenschaften. Positionen und Perspektiven*. Bielefeld.
- Appelsmeyer, Heide / Billmann-Mahecha, Elfriede* (2001): Kulturwissenschaftliche Analysen als prozeßorientierte wissenschaftliche Praxis. Einleitung. In: Dies. (Hg.) (2001): *Kulturwissenschaft*. Weilerswist, S. 7–17.
- (Hg.) (2001): *Kulturwissenschaften. Felder einer prozessorientierten wissenschaftlichen Praxis*. Weilerswist.
- Arbeitsgruppe Förderung der Geistes- und Sozialwissenschaften* (2002): *Förderung der Geistes- und Sozialwissenschaften. Schlussbericht der von der Gruppe Wissenschaft und Forschung eingesetzten Arbeitsgruppe*. Bern.
- Assmann, Aleida* (2006): *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen*. (Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik, Bd. 27). Berlin.
- Bachmann-Medick, Doris* (2006): *Cultural turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg.
- Barth, Fredrik* (2000): *Boundaries and Connections*. In: Anthony P. Cohen (Hg.) (2000): *Signifying Identities*. London, S. 17–36.
- (Hg.) (1969): *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organisation of Culture Difference*. Bergen / London.
- Benthien, Claudia / Velten, Hans R.* (2002): Einleitung. In: Dies. (Hg.) (2002): *Germanistik als Kulturwissenschaft*. Reinbek bei Hamburg.
- (Hg.) (2002): *Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte*. Reinbek.

- Berking, Helmuth / Faber, Richard* (Hg.) (1989): Kultursoziologie – Symptom des Zeitgeistes. Würzburg.
- Bisanz, Elize* (Hg.) (2004): Kulturwissenschaft und Zeichentheorien. Zur Synthese von Theoria, Praxis und Poiesis. Reihe: Methoden der Kulturwissenschaft. Münster.
- (2005): Diskursive Kulturwissenschaft. Analytische Zugänge zu symbolischen Formationen der Post-Westlichen Identität in Deutschland. Reihe: Methoden der Kulturwissenschaft. Münster et al.
- Böhme, Hartmut* (2004a): Stufen der Reflexion: Die Kulturwissenschaften in der Kultur. In: Friedrich Jaeger / Jürgen Straub (Hg.) (2004): Handbuch der Kulturwissenschaften, Band 2. Stuttgart, S. 1–15.
- (2004b): Kulturwissenschaft als Modell? – Perspektiven grenzüberschreitender Wissenschaftsentwicklung. In: Neue Beiträge zur Germanistik (Internationale Ausgabe von Doitsu Bungaku) 3 (3), S. 10–26.
- (2005): Kulturwissenschaft. <http://www.culture.hu-berlin.de/HB/volltexte/texte/kuwilix.html> [20. 12. 2005]
- Böhme, Hartmut / Matussek, Peter / Müller, Lothar* (2000): Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann was sie will. (2. Auflage 2002; 3. Auflage 2007). Reinbek bei Hamburg.
- Böhme, Hartmut / Scherpe, Klaus R.* (1996): Zur Einführung. In: Dies. (Hg.) (1996): Literatur und Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg, S. 7–24.
- (Hg.) (1996): Literatur und Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg.
- Bonnell, Victoria E. / Hunt, Lynn* (Hg.) (1999): Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture. Berkeley et al.
- Bourdieu, Pierre* (1988): Homo Academicus. Frankfurt am Main.
- Bromley, Roger / Göttlich, Udo / Winter, Carsten* (Hg.) (1999): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg.
- Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr und Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften* (Hg.) (1999): The Contemporary Study of Culture. Wien.
- Burzan, Nicole* (2005): Quantitative Methoden der Kulturwissenschaften. Konstanz.
- Cassirer, Ernst* (1971): Zur Logik der Kulturwissenschaften. Fünf Studien. [Zuerst 1961]. Darmstadt.
- Daniel, Ute* (2001): Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. Frankfurt am Main.
- Düllo, Thomas et al.* (Hg.) (1998): Einführung in die Kulturwissenschaft. Münster.
- Engelmann, Jan* (Hg.) (1999): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader. Frankfurt am Main / New York.
- Fausser, Markus* (2003): Einführung in die Kulturwissenschaft. Darmstadt.

- Fluck*, Winfried (2004): Widerstand Leisten? Der Ausgangspunkt der Kulturwissenschaft. In: Dieter Hoffmann-Axthelm (Hg.) (2004): Wozu Kulturwissenschaften? Berlin, S. 17 – 21.
- Frühwald*, Wolfgang (1991): Humanistische und naturwissenschaftlich-technische Bildung: die Erfahrung des 19. Jahrhunderts. In: Wolfgang Frühwald, et al. (Hg.) (1991): Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Frankfurt am Main, S. 73 – 111.
- Frühwald*, Wolfgang et al. (1991): Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift. Frankfurt am Main.
- Fuchs*, Stephan / *Turner*, Jonathan (1986): What makes a Science mature?: Patterns of Organizational Control in Scientific Production. In: Sociological Theory 4, S. 143 – 150.
- Geertz*, Clifford (1973): The Interpretation of Cultures. New York.
- Gephart*, Werner (1998): Handeln und Kultur. Vielfalt und Einheit der Kulturwissenschaften im Werk Max Webers. Frankfurt am Main.
- Gerbel*, Christian / *Musner*, Lutz (2002): Kulturwissenschaften: Ein offener Prozess. In: Lutz Musner / Gotthart Wunberg (Hg.) (2002): Kulturwissenschaften. Wien, S. 9 – 23.
- Gieryn*, Thomas F. (1983): Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists. In: American Sociological Review 48, S. 781 – 795.
- Glaser*, Renate (1996): Zur Einführung. In: Renate Glaser / Matthias Luserke (Hg.): Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Opladen, S. 7 – 10.
- Glaser*, Renate / *Luserke*, Matthias (Hg.) (1996): Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven. Opladen.
- Göttlich*, Udo (Hg.) (2001): Die Werkzeugkiste der Cultural Studies: Perspektiven, Anschlüsse, Interventionen. Bielefeld.
- (2002): Populäre Kultur als repräsentative Kultur: die Herausforderung der Cultural Studies. Köln.
- Göttlich*, Udo / *Winter*, Rainer (Hg.) (2000): Politik des Vergnügens: Zur Diskussion der Populärkultur in den Cultural Studies. Köln.
- Graham*, Loren / *Lepenies*, Wolf / *Weingart*, Peter (Hg.) (1983): Functions and Uses of Disciplinary Histories. Dordrecht / Boston / Lancaster.
- Hamann*, Julian (2009): Der Preis des Erfolges. Die Krise der Geisteswissenschaften in feldtheoretischer Perspektive. Bamberg.
- Hansen*, Klaus P. (2003): Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung. Tübingen / Basel.
- Hepp*, Andreas (2004): Cultural Studies und Medienanalyse: Eine Einführung. Wiesbaden.
- Hepp*, Andreas / *Winter*, Rainer (1999): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. (2. und überarbeitete Auflage). Opladen.
- Hörning*, Karl / *Winter*, Rainer (Hg.) (2005): Widerspenstige Kulturen: Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt am Main.

- Hoffmann-Axthelm*, Dieter (2004): Editorial. In: Dieter Hoffmann-Axthelm (Hg.) (2004): *Wozu Kulturwissenschaften?* Berlin, S. 10 – 12.
- (Hg.) (2004): *Wozu Kulturwissenschaften?* Berlin.
- Horak*, Roman (1999): *Cultural Studies in Germany (and Austria) and Why There is no Such Thing*. In: *European Journal of Cultural Studies* 2, S. 109 – 115.
- Hübinger*, Gangolf / *Bruch*, Rüdiger vom / *Graf*, Friedrich Wilhelm (1997): *Einleitung: Idealismus – Positivismus. Grundspannung und Vermittlung in Kultur und Kulturwissenschaften um 1900*. In: Gangolf Hübinger/Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf (Hg.) (1997): *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900*, Band II. Stuttgart, S. 9 – 23.
- (Hg.) (1997): *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900*, II. Idealismus und Positivismus. Stuttgart.
- Jaeger*, Friedrich et al. (2004): *Vorwort*. In: Friedrich Jaeger/Burkhard Liebsch (Hg.) (2004): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Band 1. Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Stuttgart/Weimar, S. vii – viii.
- Jaeger*, Friedrich / *Liebsch*, Burkhard (Hg.) (2004): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Band 1. Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Stuttgart/Weimar.
- Jaeger*, Friedrich / *Rüsen*, Jörn (Hg.) (2004): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Band 3. Themen und Tendenzen. Stuttgart/Weimar.
- Jaeger*, Friedrich / *Straub*, Jürgen (Hg.) (2004): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Band 2. Paradigmen und Disziplinen. Stuttgart/Weimar.
- Jameson*, Frederic (1991): *Postmodernism, or, the Cultural Logic of Late Capitalism*. Durham, NC.
- Japanische Gesellschaft für Germanistik* (Hg.) (2004): *Kulturwissenschaft als Provokation der Literaturwissenschaft. Literatur – Geschichte – Genealogie*. In: *Neue Beiträge zur Germanistik* 3(3). Internationale Ausgabe von Doitsu Bungaku.
- Karmasin*, Matthias / *Winter*, Carsten (2003): *Kommunikationswissenschaft im Kontext von Cultural Turns in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Probleme, Projekte und neue Möglichkeiten*. In: Matthias Karmasin/Carsten Winter (Hg.) (2003): *Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden, S. 9 – 20.
- (Hg.) (2003): *Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft. Projekte, Probleme und Perspektiven*. Wiesbaden.
- Karpenstein-Eßbach*, Christa (2004): *Einführung in die Kulturwissenschaft der Medien*. München.
- Kellner*, Douglas (1995): *Media Culture. Cultural Studies, Identity and Politics Between the Modern and the Postmodern*. London/New York.
- Kippenberg*, Hans G. / *Stuckrad*, Kocku von (2003): *Einführung in die Religionswissenschaft*. München.
- Kittler*, Friedrich (2000): *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*. München.
- Kittsteiner*, Heinz D. (Hg.) (2004): *Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten*. München.

- Knorr-Cetina*, Karin (1991): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaften. Frankfurt am Main.
- Kramer*, Jürgen (1997): British Cultural Studies. München.
- Kroeber*, Alfred L. / *Kluckhohn*, Clyde (1952): Culture: A Critical Review of Concepts and Definitions. Cambridge.
- Kulturwissenschaftliches Institut* (2007): Tätigkeitsbericht 2007. Luzern.
- Kuper*, Adam (1999): Culture. The Anthropologists' Account. Cambridge, Mass.
- Lamont*, Michèle / *Fournier*, Marcel (Hg.) (1992): Cultivating Differences. Symbolic Boundaries and the Making of Inequality. Chicago.
- Lamont*, Michèle / *Guetzkow*, Joshua / *Mallard*, Gregoire (2004): What is Originality in the Social Sciences and the Humanities? In: American Sociological Review 69, S. 190–212.
- Lamont*, Michèle / *Molnár*, Virág (2002): The Study of Boundaries in the Social Sciences. In: Annual Review of Sociology 28, S. 167–195.
- Lepenies*, Wolf (1978): Wissenschaftsgeschichte und Disziplinengeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 4, S. 437–451.
- (Hg.) (1978): Die Wissenschaften und ihre Geschichte. Göttingen.
- (Hg.) (1981): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, 4 Bände. Frankfurt am Main.
- Lichtblau*, Klaus (2001): Soziologie als Kulturwissenschaft? Zur Rolle des Kulturbegriffs in der Selbstreflexion der deutschsprachigen Soziologie. <<http://www.uni-koblenz.de/~instso/kuso-dgs/debatte/lichtblau.htm>> [10. 6. 2006]
- Lindner*, Rolf (2000): Die Stunde der Cultural Studies. Wien.
- (2004): Die Vereinnahmung der Kulturwissenschaften. In: Dieter Hoffmann-Axthelm (Hg.) (2004): Wozu Kulturwissenschaften? Berlin, S. 23–26.
- List*, Elisabeth (2004a): Einleitung. Interdisziplinäre Kulturforschung auf der Suche nach theoretischer Orientierung. In: Elisabeth List/Erwin Fiala (Hg.) (2004a): Grundlagen der Kulturwissenschaften. Tübingen/Basel, S. 3–12.
- (2004b): Institutionen des Wissens. Zur Frage nach dem Ort der Kulturwissenschaften. In: Elisabeth List/Erwin Fiala (Hg.) (2004b): Grundlagen der Kulturwissenschaft. Tübingen/Basel, S. 13–38.
- List*, Elisabeth / *Fiala*, Erwin (Hg.) (2004): Grundlagen der Kulturwissenschaften. Interdisziplinäre Kulturstudien. Tübingen/Basel.
- Luhmann*, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Lutter*, Christina / *Reisenleitner*, Markus (1998): Cultural Studies. Eine Einführung. Wien.
- Lutter*, Christina / *Szöllösi-Janitz*, Margit / *Uhl*, Heidemarie (Hg.) (2004): Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen (= Querschnitte 15). Wien.
- Marschall*, Wolfgang (1999): Wozu die Kulturwissenschaften da sind. In: Johannes Anderegg/Edith Anna Kunz (Hg.) (1999), Kulturwissenschaften. Bielefeld, S. 19–30.

- Mergel, Thomas/Welskopp, Thomas* (Hg.) (1997): *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte.* München.
- Mittelstraß, Jürgen* (1991): *Die Geisteswissenschaften im System der Wissenschaft.* In: Wolfgang Frühwald et al. (Hg.) (1991): *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift.* Frankfurt am Main, S. 15 – 44.
- (2003): *Transdisziplinarität – wissenschaftliche Zukunft und institutionelle Wirklichkeit.* Konstanz.
- Mühlberg, Ditrich* (1996): *Zur Geschichte Ostdeutscher Kulturwissenschaft.* In: Carsten Winter (Hg.) (1996): *Kulturwissenschaft. Perspektiven, Erfahrungen, Beobachtungen.* Bonn, S. 133 – 151.
- Müller, Hans-Peter* (1994): *Kultur und Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer neuen Kultursoziologie?* In: *Berliner Journal für Soziologie* 4, S. 135 – 156.
- Musner, Lutz* (2004): *Kultur als Textur des Sozialen. Essays zum Stand der Kulturwissenschaften.* Wien.
- Musner, Lutz/Wunberg, Gotthart* (Hg.) (2003): *Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen.* Freiburg im Breisgau.
- Musner, Lutz/Wunberg, Gotthart/Lutter, Christina* (Hg.) (2001): *Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften.* Wien.
- Nawata, Yuji* (2004): *Kultur-Begriff und Kulturwissenschaft in Japan – Gestern und Heute.* In: *Doitsu Bungaku* 3(3), S. 100 – 110.
- Nünning, Ansgar/Nünning, Vera* (2003): *Kulturwissenschaften: Eine multiperspektivische Einführung in einen interdisziplinären Diskussionszusammenhang.* In: Ansgar Nünning/Vera Nünning (Hg.) (2003): *Konzepte der Kulturwissenschaften.* Stuttgart/Weimar, S. 1 – 18.
- (Hg.) (2003): *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven.* Stuttgart/Weimar.
- Nünning, Ansgar/Sommer, Roy* (2004): *Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft: Disziplinäre Ansätze, theoretische Positionen und transdisziplinäre Perspektiven.* In: Ansgar Nünning/Roy Sommer (Hg.) (2004). Tübingen, S. 9 – 29.
- (Hg.) (2004): *Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven.* Tübingen.
- Probst, Lothar* (2006): *Das Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien (Bremen): Forschungsansatz und Ortsbestimmung.* <<http://www.deutschlandstudien.uni-bremen.de/vortrag/institut.htm>> [12. 6. 2006]
- Reckwitz, Andreas* (2001): *Die Transformation der Kulturtheorie.* Weilerswist.
- Reckwitz, Andreas/Sievert, Holger* (Hg.) (1999): *Interpretation, Konstruktion, Kultur. Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften.* Opladen.
- Reinalter, Helmut* (Hg.) (1999): *Natur- und Geisteswissenschaften – zwei Kulturen?* Innsbruck/Wien/München.
- Rössel, Jörg* (1996): *Wissenschaft der Kultur.* In: Carsten Winter (Hg.) (1996), *Studieren für Morgen II: Kulturwissenschaft. Perspektiven, Erfahrungen, Beobachtungen.* Bonn, S. 39 – 50.

- Schöfler*, Franziska (2005): *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft: eine Einführung*. Tübingen.
- Schwelling*, Birgit (2004): *Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft: Theorien, Methoden, Problemstellungen*. Wiesbaden.
- Smith*, Philip (Hg.) (1998): *The New American Cultural Sociology*. Cambridge.
- Steinwachs*, Burkhard (1991): Geisteswissenschaften und Medien. In: Wolfgang Frühwald et al. (Hg.) (1991), *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift*. Frankfurt am Main, S. 142 – 159.
- Stichweh*, Rudolf (1984): *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen*. Frankfurt am Main.
- (2001): Scientific Disciplines, History of. In: Neil J. Smelser / Paul B. Baltes (Hg.) (2001): *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*. Pergamon / Oxford, S. 13727 – 13731.
- Stiersdorfer*, Klaus (2005): Einleitung: Anmerkungen zur Interdisziplinarität der Kulturwissenschaften. In: Klaus Stiersdorfer / K. Volkmann (Hg.) (2005), *Kulturwissenschaft Interdisziplinär*. Tübingen, S. 9 – 18.
- Stiersdorfer*, Klaus / *Volkmann*, Laurenz (Hg.) (2005): *Kulturwissenschaft Interdisziplinär*. Tübingen.
- Stücheli*, Peter (2000): „Kulturwissenschaften“ in der Schweiz? Erkundigungen zur Situation der Geisteswissenschaften und der Theologie im Jahr 2000. Bern: Zentrum für Wissenschafts- und Technologiestudien, CEST 2000 / 1.
- Suhr*, André / *Wiechens*, Peter (1998): Einführung. In: Thomas Düllo / Christian Berthold / Jutta Greis / Peter Wiechens (Hg.) (1998), *Einführung in die Kulturwissenschaft*. Münster, S. 3 – 17.
- SWR (Schweizerischer Wissenschaftsrat) (1997): *Evaluation der geisteswissenschaftlichen Forschung in der Schweiz: Zusammenfassender Bericht der Schlusskonferenz vom 15. Februar 1997 in Bern* / Schweizerischer Wissenschaftsrat, Programm Forschungspolitik. Bern: Schweizerischer Wissenschaftsrat.
- SWTR (Schweizerischer Wissenschafts- und Technologierat) (2006): *Empfehlungen für die schweizerische Bildungs-, Forschungs- und Innovationspolitik 2008 – 2011*. Bern: Schweizerischer Wissenschafts- und Technologierat.
- (2006): *Perspektiven für die Geistes- und Sozialwissenschaften in der Schweiz: Lehre, Forschung, Nachwuchs*. Bern: Schweizerischer Wissenschafts- und Technologierat.
- Vismann*, Cornelia (2004): Taugt die Kulturwissenschaft als Dachwissenschaft? In: Dieter Hoffmann-Axthelm (Hg.) (2004): *Wozu Kulturwissenschaften?* Berlin, S. 13 – 16.
- Weingart*, Peter et al. (1991): *Die sogenannten Geisteswissenschaften: Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954 – 1987*. Frankfurt am Main.

- Wimmer, Andreas (1996): Kultur: Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48, S. 401–425.
- (2005): Kultur als Prozess. Zur Dynamik des Aushandelns von Bedeutungen. Wiesbaden.
 - (2008): The Making and Unmaking of Ethnic Boundaries: A Multilevel Process Theory. In: American Journal of Sociology 113, S. 970–1022.
- Wimmer, Andreas / Kössler, Reinhart (Hg.) (2005): Understanding Change. Models, Methodologies and Metaphors. London.
- Winter, Carsten (1996): Einleitung. In: Carsten Winter (Hg.) (1996): Studieren für Morgen II: Kulturwissenschaft. Perspektiven, Erfahrungen, Beobachtungen. Bonn, S. 9–14.
- (Hg.) (1996): Studieren für Morgen II: Kulturwissenschaft. Perspektiven, Erfahrungen, Beobachtungen. (Kultur & Wissenschaft Bd. 17). Bonn.
 - (2001): Die Kunst des Eigensinns: Cultural Studies als Kritik der Macht. Weilerswist.
- Wissenschaftsrat (2006): Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland. Köln.
- Yamaguchi, Hiroyuki (2004): Die deutsche Kulturwissenschaftsdebatte im Spiegel. In: Doitsu Bungaku 3(3), S. 27–38.

Zusammenfassung

Der Beitrag analysiert die (inter-)disziplinären Grenzziehungspraktiken, die mit der Konjunktur der „Kulturwissenschaft(en)“ im deutschsprachigen Raum verbunden sind. Differenzierungstheoretische Analysen des Wissenschaftssystems werden dabei um Einsichten der neueren Theorie symbolischer und sozialer Grenzziehung erweitert. Die Konjunktur der interdisziplinären „Kulturwissenschaften“ (im Plural) wird aus spezifischen Strategien des *boundary-blurring* erklärt, die eine Antwort auf primär wissenschaftsexterne Bedingungen der 1990er Jahre darstellen. „Kulturwissenschaft“ (im Singular) dagegen scheint aus wissenschaftsintern motivierten Strategien des *boundary-making* zu resultieren, konnte sich indessen aufgrund der Stabilität des Systems wissenschaftlicher Disziplinen bislang nicht durchsetzen. Der Beitrag analysiert die Grenzziehungsstrategien, ihre wissenschaftsexternen und -internen Bedingungen sowie ihren Erfolg anhand einer umfassenden empirischen Analyse der intellektuellen und institutionellen Entwicklung von „Kulturwissenschaft(en)“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz.